

Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: Pädagogische Monatshefte.)

A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang XVIII.

Dezember 1917.

Heft 10.

Zu Theodor Storms hundertstem Geburtstag.*

(14. September.)

Von Dr. Max Zollinger.

Theodor Storm! Mit seltsam fernem Klang, fremd und doch vertraut, trifft sein Name in der misstönigen Gegenwart unser Ohr. Eine verdämmernde Welt tut sich auf, gegenständlicher, greifbarer zwar als die eines Joseph von Eichendorff, aber durchflutet von ebenso starker Stimmungsromantik: die blühende Heide liegt im Glanze der Junisonne, hinter den behäbigen Bürgerhäusern am Markt träumen duftende Gärten, aus Lindenwipfeln reckt sich der Pfortenturm der Ritterburg empor, und hinter Dünen und Deichen blaut das Meer und singt sein urewiges Lied. Nicht so sehr der Menschenschlag, den seine gewissenhafte Künstlerhand geformt — die Stimmung, die jede seiner Schöpfungen vom kleinen Vierzeiler bis zur breit angelegten Novelle ausatmet, haftet in der Erinnerung und sichert seiner Kunst Eigenwert und dauernde Geltung. Acht starke Bände füllt sein dichterisches Lebenswerk, und davon entfallen auf die Lyrik nicht viel mehr als hundert Seiten; dennoch fühlte er sich selbst in erster Linie als Lyriker, und aus seiner Lyrik ist letzten Endes auch seine Novellistik aufgeblüht.

* Aus der „Schweizerischen Lehrerzeitung“.

Heimatkunst in des Wortes edelster Bedeutung ist Theodor Storms gesamte Dichtung. Die Erzählung „Unter dem Tannenbaum“ bekennt die Sehnsucht des Husumer Advokaten, der, durch die Dänenherrschaft mit Weib und Kind aus der Heimat verscheucht, in einem bitteren Dezenium der Verbannung „die Not der Fremde“ auskostet. Er nimmt leidenschaftlichen Anteil am Geschick Schleswig-Holsteins; wie aber die Stunde der Befreiung geschlagen hat und er als Landvogt in die Vaterstadt Husum zurückkehren kann, erlischt sein Interesse für die Kämpfe der Völker:

„Nun ist geworden, was du wolltest,
Warum denn schweigst du jetztund?
Berichten mag es die Geschichte,
Doch keines Dichters froher Mund.“

Was sich in der kleinen Welt seiner Familie ereignet, ergreift ihn tiefer als die geräuschvollen Vorgänge auf der Bühne der Weltgeschichte: das Weihnachtsfest vor allem mit seinem Kinderjubiläum und den herrlichen, durch das ganze Haus streichenden Kuchendüften ist für ihn immer wieder ein so wichtiges und erquickliches Ereignis, dass er nicht müde wird, davon zu singen und zu sagen; selbst den Hagestolz Gottfried Keller lässt er fast Jahr für Jahr von Husum und dann von seinem Altershausen Hademarschen aus das grosse Erlebnis in allen seinen Einzelheiten — den goldenen Märchenzweig nicht zu vergessen! — mitgeniessen.

„Wir können auch die Trompete blasen
Und schmetterten weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühen und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.“

Er wandert über die Heide, in deren weltverlorene Einsamkeiten noch kein Klang der aufgeregten Zeit drang, hört die Bienen summen und die Lerchen jubilieren, sieht das kühle Mondlicht über den nachstillen Garten fließen, den Herbst seine Schleier über der schönen Welt lüften und die weissen Möven im Abendschein über dem Haff schweben, und der Zauber der Jugend verklärt selbst die nebelfeuchte graue Stadt am Meer, seine Vaterstadt, an der sein Herz in heisser Liebe hängt.

Die heimische Natur — ihre Bedeutung für Storms Kunst hat Walter Reitz feinfühlig dargestellt — bildet den Stimmungshintergrund seiner erzählenden Dichtung, oder besser: der Stimmungswert des Stadt- und Landschaftsbildes gebiert Theodor Storms Erzählungskunst. In weiche Naturstimmung getaucht sind die ersten Idyllen des Dreissigjährigen: vom altmodischen Ziergarten mit der Lindenlaube und der Schaukel davor zwischen Kirschen- und Aprikosenbäumen erzählt die Grossmutter im Saal, der vor mehr als zwei Menschenaltern den mit Muscheln

ausgestreuten Steig und die Buchsbaumrabatten verdrängt hat; der Mond scheint auf feine Mädchenhände, aus dem Schatten der Friedhofmauer ragt ein schwarzes Grabkreuz in die Sommernacht, und sehnsüchtig schwimmt der Entsagende („Immensee“) hinaus in den See zu der weissen Wasserlilie, die sich einsam auf den Wellen schaukelt. Und auch später, wie die Wehmutszähren spärlicher fliessen und die Menschen das Leben mit derberen Händen erfassen lernen, findet die Phantasie des Dichters in der Natur die Symbole für das, was der blosser Verstand nicht zu deuten vermag: das Heimweh nach der geliebten Toten schwebt als dunkler Schmetterling über ihrem Sarg in der Gruft, und um den Turm von Sankt Jürgen schiessen die Schwalben, die auch in Liliencrons Sizilane als Sinnbild des Ewigbestehenden den Ablauf des Menschenlebens begleiten.

Noch aus einer anderen Quelle fliesst die Stimmung in Theodor Storms Dichtung: aus dem Zauber der Vergangenheit. Die reine Harmonie von Empfindung und Form, die er in der Kunst des Pfarrers von Cleversulzbach fand, führte ihn in der ersten Hälfte seines Lebens mit Eduard Mörike zusammen; in der Vorliebe für die Vergangenheit, für das achtzehnte Jahrhundert vor allem, begegnet ihm, den er schon zuvor als „stillen Goldschmied und silbernen Filigranarbeiter“ gepriesen, an der Schwelle des letzten Lebensjahrzehntes Gottfried Keller, und wenn auch jeder von ihnen durchaus eigene Wege geht und dem lässigeren Züricher die überstrenge künstlerische Selbstzucht des Mannes am fernen Nordmeer nicht ganz zusagt — sie fördern sich doch gegenseitig durch mancherlei „handwerkliche Ratschläge und Winke“, indem sie sich, wie Keller schon im zweiten Brief an Storm festhält, wie ältsche Klosterherren von den gesprenkelten Nelkenstöcklein berichten, die jeder an seinem Orte zieht. Freilich zeigt sich gerade im Verhältnis Storms zur Vergangenheit die romantische Grundstimmung seines Wesens im Gegensatz zum entschiedenen Realismus des Schweizers: er fängt das Bild der Welt mit Vorliebe nicht direkt, sondern im Spiegel der Erinnerung auf, der die Konturen leicht verwischt und die Farben dämpft. Ein grünes Blatt erzählt, sorgsam zwischen Tagebuchblätter im Ranzen des Soldaten gebettet, von einem kurzen Sommertraum, Reste alten Mauerwerkes künden längst verjährt Freveltat, eine Stutzuhr, ein Medaillon, eine Schatulle mit alten Manuskripten wird zur „tönenden Vergangenheit“, aus zerschlissenen Polstermöbeln und verstaubten Gardinen wirbelt die Munterkeit und die Grazie entschwundener Zeiten auf, und eine geheimnisvoll abgekürzte Grabschrift wird nachträglich durch ein Büschel vergilbter Papierblätter mit alten Schriftzügen gedeutet. Der Einsame in der Novelle „Immensee“ folgt mit den Augen einem hellen Streifen Mondlicht, der langsam über die Wand seiner dunkeln Kammer rückt, bis er auf ein Bild in schlichtem schwarzem Rahmen fällt: „Elisabeth!“ flüstert der Alte, und

sogleich wandelt sich die Zeit — er ist in seiner Jugend. Oder der Erzähler spricht zu einem auserwählten Publikum, zu einem Freund, einem wiedergefundenen Hausgenossen: der wackere Drechslermeister und Mechanikus in der meisterhaften Kindernovelle „Pole Poppenspüler“ bekennt dem jungen Naseweis, auf welcher ehrenhaften Art er zu seinem Übernamen gekommen ist, die Grossmutter plaudert im Saal nach der Taufe der Enkelin von jener stillen, andächtigen Zeit, da noch alle Dienstmädchen Trine und Stine hiessen und jeder den Rock nach seinem Stande trug und das Regieren klüglich den Majestäten und ihren Ministern überliess. Oder die zerblätterte Urkunde, oder die Erinnerung des Erzählers hält nur einzelne Momente fest, und die Phantasie des Zuhörers muss sie so gut wie möglich zu einer geschlossenen Kette zusammenfügen: „Ich kann nur einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht wie es geschehen ist; ich weiss nicht, wie es zu Ende ging, und ob es eine Tat war oder ein Ereignis, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergibt, so will ich es erzählen.“ („Auf dem Staatshof.“)

Selbst jede der fünf Vergangenheitsgeschichten der letzten Schaffensperiode („Aquis submersus“, „Renate“, „Zur Chronik von Grieshuus“, „Ein Fest auf Haderslevhuus“, „Der Schimmelreiter“) präludiert eine epische Vorrede, die die Kluft zwischen damals und jetzt überbrückt, den Geschehnissen den Vorzug geschichtlich verbürgter Glaubwürdigkeit verleiht und die persönliche Fühlung des Lesers mit den Gestalten der Dichtung herzustellen sucht. Den „Schimmelreiter“ umschliesst sogar ein doppelter Rahmen: in irgend einer verschollenen Zeitschrift, die er vor einem halben Jahrhundert im Hause seiner Grossmutter durchflog, hat der Dichter, wie er versichert, den Bericht eines Reisenden gelesen, dem ein alter Dorfschulmeister in einer Sturmnacht die Geschichte des Deichgrafen Hauke Haien anvertraute. So schraubt sich die Erzählung, in der Gegenwart beginnend, allmählich ins achtzehnte Jahrhundert zurück. Freilich gewinnt der Rahmen in Storms Novellistik trotz seiner gesprächigen Breite nicht die Bedeutung, die er für die Erzählungskunst Conrad Ferdinand Meyers besitzt; er ist vorwiegend äusseres Stimmungsmittel, während er bei Meyer in innerlicher, seelischer und künstlerischer Beziehung zum Inhalt der Novelle selbst steht: im „Amulett“ und im „Heiligen“ z. B. dämpft die milde Gegenwart die Farbengrelle weltgeschichtlicher Umwälzungen, und umgekehrt hebt im „Plautus“ der glänzende Renaissancerahmen den historischen Grundgehalt der Erzählung hervor, „die Verweltlichung des hohen, die Vertierung des niederen Klerus und den ehrlichen Fond in der deutschen Volksseele“ (Meyer an Fr. v. Wyss). Über Meyer hinweg in das Zeitalter Scheffelscher Spätromantik weist auch die altertümelnde Sprache der meisten dieser Novellen aus der Vergangenheit; immerhin fielen Kellers grundsätzliche Bedenken gegen den „verjäherten Sprachstil“, die „Rokoko- und Chronikalformen“ doch nicht

auf ganz unfruchtbaren Boden (Briefwechsel zwischen Keller und Storm, herausgegeben von A. Köster, 1904, S. 44, 48): der „Schimmelreiter“, die gewaltige Tragödie des missverstandenen Genies, dem ein einziger Kompromiss mit der stumpfen Masse das Genick bricht, erfüllt Kellers Forderung „grösserer Einheit und Gleichmässigkeit im Tempo und Marschschritt und -tritt“.

Neben den Vergangenheitsnovellen einher läuft aber ein Rudel Gegenwartsgeschichten, die den alternden Erzähler auf die Pfade realistischer Wirklichkeitsfreude und moderner Problemkunst führen, ohne dass er dabei den romantischen Grundton seines Wesens und Gedichts zuzudecken vermöchte. Da durchquert er die kleine Seestadt vom Markt bis zum Hafen, da guckt er durch die Fenster der Bürgerhäuser und mitunter auch der Tagelöhnerkaten und erspäht, wie das Glück mit leisem Mädchenfuss ins Zimmer gleitet oder das Unheil — es mag Spökenkieker oder Makler Jaspers oder Siebert Sönksen oder Tante Jule heissen — hinterherschluft, wenn ihm die Türe nicht schliesslich doch vor der Nase zuschlägt. Hut ab vor dem wackern Vetter Christian, dass er, kecker und daher glücklicher als der Nachbar Doktor drüben am Markt, sich die kleine Mamsell Julie als lustiges Ehegespons ergattert, der alten Caroline zum Trotz, die Salomon Landolts Hausdrachen an fürsorglicher Energie nichts nachgibt. Hut ab vor den beiden feindlichen Brüdern, den Söhnen des Senators Christian Albrecht Jovers, die sich schliesslich über die trennende Mauer hinweg — „Komm röwer! seggt de Papagoy“ — die Hand reichen, weil ihnen eine gute Stunde plötzlich die erlösende Friedensformel beschert hat: der heiss umstrittene Garten am Friedhofssaum bleibt ihr gemeinsames Refugium, und Frau Christine wird im Pavillon allsonntäglich des blinkenden Kaffeetisches warten und den Versöhnten den duftenden Mokka kredenzen: „„Aber wie war's nur möglich, dass dies damals keinem von uns beiden eingefallen ist?“ Herr Christian Albrecht lächelte. „Ich glaube, Friedrich, wir haben damals beide etwas laut geredet; da konnten wir die eigene Herzensmeinung nicht vernehmen.““

Solch feine Lustspielstimmung weiss der Alternde der Wirklichkeit freilich immer seltener abzulauschen. Verbannung, Tod der Frau Constanze, neue Ehe, herbe Vatersorgen, Rücktritt vom Amt, schwere Krankheit — sein Geschick gibt ihm Exempel zu lösen, die nicht alle ohne Rest aufgehen, und wes das Herz des Menschen voll ist, des geht des Dichters Mund über. Eigenes Erleben legt ihm vor allem das Problem des Verhältnisses der Eltern zu den Kindern nahe. Erschütternd kündet „*Viola tricolor*“ die Seelenkämpfe des Kindes und seiner Stiefmutter, die nach qualvollem Sichsuchen und Sichmeiden die Mutterschaft der jungen Frau vereint. Storm kennt und anerkennt die geheimnisvolle Macht des Blutes: „Er war, da er noch lebte, nur ein armer, törichter Mann, aber er war

doch mein Vater, und es hat mich sonst doch keiner so geliebt", schluchzt Lore („Auf der Universität"); doch das ertrotzte Wiedersehen mit der unwürdigen Mutter („Von Jenseit des Meeres") kuriert Jenni von ihrer Kindessehnsucht und führt sie zum harten Vater zurück, und die bestialische Brutalität des Etatsrates tilgt die natürliche Zuneigung aus den Herzen der Kinder, die an ihrem entarteten Vater zugrunde gehen. Dreimal bangt ein Vater um seinen Sohn, der seiner Führung entglitten ist: Bötjer Basch verliert zwar, trotzdem er den Brief des Ausgewanderten nicht gekriegt hat, das Vertrauen in seinen Fritz nicht, und er kann nach schwerem Herzeleid schliesslich im Wochenblättchen anzeigen, dass „unter dem Beistand seines glücklich heimgekehrten Sohnes Fritz als ausgeletem und wohlverfahremem Böttchergesellen Bestellungen jeglicher Art wieder prompt und sauber bei ihm ausgeführt werden"; Carsten Curator dagegen treibt den entgleisten Sohn hartherzig in den Tod, und Hans Kirch stösst seinen Heinz von sich, weil er — Portokalamitäten schaffen im Briefwechsel zwischen Storm und Keller heitere Zwischenfälle — den heiss ersehnten Brief nicht frankiert hat. Hebbels Meister Anton mit der Mühlsteinhalskrause schaut den beiden sittenstrengen Vätern über die Schulter, und Keller, der zwar „sonst die harten Köpfe, die ihre Söhne quälen", nicht liebt, gibt zu, dass aus künstlerischen Gründen „die Sache hier so sein müsse".

Ein dunkles Verhängnis waltet über den Menschen in Storms Altersdichtung, und sie müssen, entsagend, selber damit fertig werden, denn der Erzähler versagt sich selbst wie seinen Geschöpfen den Trost des frommen Glaubens an die göttliche Gerechtigkeit, die, wenn nicht schon hier, so doch bestimmt dort den Sünder bestraft, den Guten aber gebührend belohnt.

„Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Der sprengt die Pforten der Hölle."

Freilich — und das mag sich jeder merken, der seinen Atheismus prahlerisch zur Schau stellt wie Peter Gilgus mit dem wahren Auge Gottes — nach Storms Überzeugung durchbricht nur der tapfere Skeptizismus des ehrlichen Kämpfers vom Schlage Lessings die Schranken herkömmlichen religiösen Denkens, dem dennoch ein weit höherer Wert innewohnt als dem blasierten Unglauben des oberflächlichen Freidenkers. Das Gedicht „Einer Toten" halte, bekennet Storm (Briefwechsel mit Keller, S. 82) ohne Bezug auf einen bestimmten Fall nur den Eindruck fest, den der Anblick einer Leiche auf jeden Menschen mache und wovon es keine Rettung gebe als den Glauben an ein Wiederaufleben in einem

anderen Zustände, wenn er selbst diesen Glauben auch nicht teilen könne; und er darf von sich das stolze Wort sagen:

„Was ich gefehlt — des einen bin ich frei:
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheissung nicht;
Was übrig ist — ich harre in Geduld.“

Der Arzt („Ein Bekenntnis“), der sich, um seinem Weib die letzten fürchterlichen Qualen zu ersparen, gegen die Heiligkeit des Lebens vergangen hat, anerkennt weder ein irdisches noch ein himmlisches Gericht, trotzdem oder weil sein sittliches Empfinden durchaus durch das protestantische Gebot der Selbstverantwortung bestimmt ist: „Ich weiss zu wohl, weder Richter noch Priester können mich erlösen; mein war die Tat, und ich allein habe die Verantwortlichkeit dafür; soll eine Sühne sein, so muss ich sie selbst finden“; er sühnt sein Vergehen, indem er als Missionsarzt in Demut mit seinem Wissen dem Leben dient, und an seinem Grabe gesteht selbst der fromme Geistliche, dass ihn die echte Liebe Gottes begnadet habe, „obwohl er den rechten Weg des Heils verschmähte“. Pfarrherrlichen Zuspruch lehnt ebenso entschieden wie Reuters Onkel Bräsig oder Hans Hoffmanns prächtige Tante Fritzchen die sterbende Lena Wies ab: sie „hatte über Leben und Tod“ ihre eigenen Gedanken, und es lag nicht in ihrer Art, was sich durch lange Jahre in ihr aufgebaut hatte, auf Zureden eines Dritten in einer Stunde wieder abzutragen. Still und aufmerksam folgte sie den Auseinandersetzungen des Seelsorgers; dann, mit ihrem klugen Lächeln zu ihm aufschauend, legte sie sanft die Hand auf seinen Arm: „Hm, Herr Propst! Sie kriegen mi nich!“ — Und er, in seinem Sinne, mag dann wohl gedacht haben: „Wehre dich nur! Die Barmherzigkeit Gottes wird dich doch zu finden wissen!“ Der fromme Kinderglaube des kleinen Fräuleins im Schloss bricht beim ersten sehenden Blick in das Chaos des Kampfes aller gegen alle zusammen; da räumt der Freund die Trümmer des Kinderwunders mit schonender Hand hinweg, und staunend sieht sie „den Baum des Menschengeschlechtes heraufsteigen, Trieb um Trieb, in naturwüchsiger ruhiger Entfaltung, ohne ein anderes Wunder als das der ungeheuren Wertschöpfung, in welchem seine Wurzeln lagen“.

In dieser durch die ewige Gesetzmässigkeit alles Naturgeschehens regierten Welt hat der herkömmliche Begriff der tragischen Schuld ebensowenig Raum wie der fromme Gottesglaube. Storm bekennt sich gelassen zu der fatalistischen Überzeugung seines Freundes Theodor Fontane, wie der Mensch in die Wiege gelegt werde, so werde er auch in den Sarg gelegt: „Meinst du“, fragt Carsten die Schwester, „dass die Stunde gleich sei, in der unter des allweisen Gottes Zulassung ein Menschenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich sage, ein jeder Mensch bringt sein Leben

fertig mit sich auf die Welt; und alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihren Teil daran." Das Motiv der Vererbung, die biologische Bestätigung oder Umformung der überlieferten Schicksalsidee, hatte schon vor Ibsens „Gespenstern" Gottfried Keller im „Landvogt von Greifensee" mit feinem Takt verwertet; nun klingt es auch in der Dichtung Theodor Storms an: das leichte Blut der Mutter treibt Carstens Sohn ins Elend; John Riew' aber vermag das Kind der Freundin, die er selbst unwissentlich der Trunksucht zugeführt hat, durch Entsagung und aufopfernde Fürsorge dem Fluch der Vererbung zu entziehen und damit seine Schuld zum grossen Teil zu sühnen.

Das Interesse für das Vererbungsproblem und für pathologische Zustände körperlicher und seelischer Art rückt den Romantiker and Märchenerzähler Theodor Storm in die Nähe der Realisten der Jahrhundertwende. Der Säuerwahnssinn des hoffmannesken Herrn Etatsrates hält moderner Seelenanalyse freilich besser stand als die Genesung des ehemaligen Geisteskranken („Schweigen"), der sich durch ein offenes Bekenntnis seiner Frau gegenüber von der Angst vor einem Rückfall befreit, und der Geschichte des Arztes, der seinem Weib den Tod gibt, weil er ihre Krankheit für unheilbar hält, hinterher aber erfährt, dass ein chirurgischer Eingriff hätte Rettung bringen können („Ein Bekenntnis"), wird wohl auch der Kundige den Vorzug der Wahrscheinlichkeit zubilligen.

Und doch bezeugt gerade diese modernste Novelle Storms — gewiss nicht zu ihrem Vorteil — durch eine unnötige sonnambulistische Zutat, dass Storm seiner lyrisch-romantischen Herkunft treu geblieben ist. Der leise, dunkle, der Sphäre des Unausgesprochenen, Unausprechbaren entstammende Unterton seiner Lyrik schwingt auch durch seine realistischen Erzählungen. Ein seltsam romantisch realistisches Zwielficht erfüllt seine gesamte Dichtung von „Immensee" und den „Geschichten aus der Tonne" bis hinauf zu seiner gewaltigsten Leistung, dem dämonischen „Schimmelreiter". Stimmung heisst die Zaubernacht, die uns aus unserer hellen Gegenwart immer wieder in seine Welt lockt, wo immer ein Geheimnis im Grunde blüht, wo die Vergangenheit leise erklingt, das Bauernkind mit den Augen der Waldkönigin in den blauen Sommertag staunt und die weisse Wasserlilie durch die Mondnacht leuchtet:

„Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchens,
Das dort zu Haus auf unsren Heiden stand,
Jahr aus und ein, von welchem keiner wusste,
Und das ich später nirgends wieder fand."

Neuphilanthropismus.

(Schluss.)

Wir haben alle das Empfinden, dass ein Unterricht, bei dem der Schüler nicht beständig zum Zuhören und Denken verurteilt ist, sondern den Lehrstoff in dieser oder jener Form zur Darstellung bringen darf, selbst handeln kann, imstande ist, die Schule zu einer Stätte des warm-pulsierenden Lebens zu gestalten und da grüne Weide zu schaffen, wo bis anhin dürre Heide war. Diesen Neuphilanthropismus möchte ich daher dem eingangs erwähnten gegenüberstellen.

Die richtige Auswahl des Unterrichtsstoffes ist von grundlegender Bedeutung. Der Stoff soll Interesse erwecken, und das wird in dem Masse der Fall sein, als er aus dem Erfahrungskreise des Schülers, aus dem Leben geschöpft ist. Ältere Kollegen erinnern sich noch wie es vor einigen Jahrzehnten mit unserem sogenannten Anschauungsunterricht aussah. Gegenstände aus „Schule, Haus und Umgebung“ wurden ausgewählt nach einem logischen Schema, um für jedes Sachgebiet einen begrifflichen Typus aufzuweisen. Dabei war es nicht zu vermeiden, dass Objekte zur Besprechung gelangten, die dem Schüler so gleichgültig waren, wie die Namen der chinesischen Kaiser. Heute hat sich bei uns die Überzeugung durchgerungen, dass die Stoffgebiete nicht bloss nach Stadt und Land, industrieller oder agrikoler Gegend wechseln müssen, sondern dass vornehmlich auch die Alters- und Entwicklungsstufe des Schülers dabei mitspreche. Im I. Schuljahre steht dem Kinde sein Spiel, sein Verhältnis zu Mutter und Geschwistern im Mittelpunkt des Interesses. Später sind es entsprechend dem erweiterten Blickfelde des Schülers die Menschen und Dinge der näheren und weiteren Umgebung, bei deren Auswahl stets das seelische Verhältnis des Zöglings zu den einzelnen Objekten massgebend sein soll. Selbstverständlich soll sich der Schreibleseunterricht mit seinen Mustersätzen und Normalwörtern an die genannten Anschauungskreise anlehnen. Der Lesestoff unserer Schulbücher hat sich in den letzten Jahren merklich verbessert. Doch treffen wir da und dort noch jene widerlichen, moralisierenden Erzählungen, die dem Denken und Fühlen des Kindes nicht zusagen. Indessen haben aber verschiedene Bahnbrecher auf diesem Gebiete durch die Tat gezeigt, wie ein zeitgemässes Schulbuch aussehen soll (Gansberg, Scharrelmann). Aber trotzdem fühlt jeder schweizerische Lehrer den Mangel eines nationalen Schullesebuches, eines Schulbuches, das, teils realistische, teils belletristische Stoffe enthaltend, nicht vom ersten besten „erfahrenen Schulmanne“, sondern von einem vaterländischen Dichter verfasst, in einer Reihe von Monographien ein anschauliches Bild von Land und

Leuten, industrieller und landwirtschaftlicher Tätigkeit bietet, eine Schilderung der heutigen Kultur unseres kleinen und doch so vielgestaltigen Landes. Vielleicht in der Form eines kleinen Ferien- oder Reiseromanes abgefasst, dürfte das Buch nicht nur als eine kurze Realenzyklopädie für unsere Schweizerschüler dienen, sondern es würde auch zum geistigen Bande zwischen den Eidgenossen deutscher und romanischer Zunge werden und den nationalen Sinn fördern.

Ein Martyrium bedeuteten vormal's auch die Schablonenaufsätze. Glücklicherweise ist die Zeit vorbei, wo der Lehrer seine Aufsatzthemen entweder einer gedruckten Sammlung entnahm oder irgendeinen Gegenstand aus einem der drei Naturreiche nach einem überlieferten unfehlbaren Schema beschreiben liess. Heute schöpfen die Lehrer aus des Lebens goldenem Überfluss. Allein unsere Schuleinteilung bringt es mit sich, dass die ganze Klasse ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der einzelnen Schüler über denselben Stoff schreiben muss. Man mude einmal einem Erwachsenen zu, über einen Gegenstand etwas zu schreiben, der ihm ganz fremd ist, z. B. einem Gesangslehrer über den Turnunterricht oder einem Schlosser über eine landwirtschaftliche Frage. Finden wir es aber nicht am Platze, in einer Schulklasse alle Kinder, Knaben wie Mädchen mit verschiedenartigen Anlagen und Erlebnissen, über denselben Gegenstand sich schriftlich auszusprechen? Wie leicht kann in vielen Fällen durch Varianten bei der Behandlung den einzelnen Schülern Rechnung getragen werden! Öfters dürften die Themen nach den Geschlechtern oder den beruflichen Verhältnissen ausgewählt werden. Mädchen verlangen naturgemäss andere Stoffgebiete als Knaben; letzteren wird ein „militärisches“ Thema Veranlassung zu ganz gediegenen Aufsätzen bieten. Schüler aus industriellen Kreisen werden, wenn sie sich beim Schreiben in ihrem Erfahrungskreise bewegen dürfen, ebenso Befriedigendes zutage fördern, wie der Bauernknabe, der sich über seines Vaters Feld und Arbeit ausspricht.

Das praktische Rechnen wird in unsern Schulen häufig noch „zu praktisch“ betrieben. Die Beispiele werden nämlich aus Gebieten herbeigeholt, die dem Denken und Fühlen des Schülers noch fremd sind. Da sollte ein zwölfjähriges Mädchen in die Gedankenwelt des Kaufmannes eintreten und an seinem Gewinn und Verlust teilnehmen. Oder ein Kind, das den Wein kaum vom Hörensagen kennt, soll eine Mischungsrechnung ausführen. Ist es denn wirklich notwendig, dass man in der Schule sich so ausschliesslich in Stoffgebieten bewege, die einmal der Erwachsene im Leben zu bebauen hat, die dem Schüler aber doch so fern und fremd sind? Gerade im Rechnen, diesem eigentlichen Denkfache, sollte man vor allem darauf Bedacht nehmen, dass die „praktischen Beispiele“ in den wirklichen Vorstellungsgebieten des Schülers gesucht werden. Man lasse daher kleinere Mädchen das Mass und die Kosten eines

Puppenkleidchens berechnen, die Knaben vielleicht den Ertrag einer Kaninchenzucht oder die Dimensionen einer Indianarhütte, die sie an einem freien Nachmittage in einer nahen Wildnis erstellt haben. Die Prozentrechnungen dürfen sich auch einmal das Gefälle einer Schlittbahn zum Vorwurfe wählen. Wer es versteht, sich in den jugendlichen Gedankenkreis einzufühlen, wird um Beispiele nicht verlegen sein. Immerhin was wir im Leben von dem in der Schule Gelernten verwerten können, bleibt doch in den meisten Fällen die formale Fertigkeit, die wir dort erworben haben; denn die wirklichen praktischen Beispiele sehen im Leben zum grossen Teil anders aus, als die in der Schule geübten.

Die beiden Fächer Geographie und Naturkunde verraten nicht selten da, wo sie Fachlehrer erteilen, zuviel systematische Vollständigkeit, statt dass sie die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu ihrem Zielpunkte nehmen. Die Herkunft der verschiedenen Nahrungsmittel und Stoffe, deren Transport und Verarbeitung und ähnliche Fragen der Volkswirtschaft müssen unsere Schüler in höherem Grade anregen als die gründliche und allseitige Behandlung eines geographischen oder naturgeschichtlichen Gebietes. Und dasselbe gilt schliesslich vom Geschichtsunterrichte, dessen Früchte ich um so höher einschätze, je mehr er hervorhebt, was in der Neuzeit noch fortwirkt. Geschehnisse, deren Ausläufer in die Gegenwart hineinragen und unser heutiges Leben noch beeinflussen, nehmen unser Interesse in Anspruch, während solche Ereignisse, die in der Vergangenheit ihr Ende und Grab gefunden haben, die Teilnahme, wenigstens unserer Jugend, nicht zu gewinnen vermögen.

Wer die Schule im Sinne des Philanthropismus umgestalten will, findet ein weites und dankbares Feld zur Bearbeitung; aber als Leitsterne sollen ihm dabei die Bedürfnisse des Zöglings leuchten und nicht die Irrlichter persönlicher Rücksichten.

Die Grammatik im Anfangsunterricht.

Von Arthur Rollin Graves, Ph. D., Unl. of Minnesota.

In einem Aufsatz im „Educational Review“¹ weist ein früherer Austauschlehrer der Carnegieschen Stiftung, William S. Learned, auf einen wesentlichen Unterschied hin, der in den höheren Schulen Deutschlands und Amerikas obwaltet. Der Lehrer nimmt nämlich drüben eine viel wichtigere Stellung im Schulsystem ein, als es bei uns der Fall ist, nicht nur im allgemeinen in den Äusserlichkeiten und der ungleich höheren

¹ „An American Teacher's Year In A Prussian Gymnasium“, *Educational Review*, pp. 346-370, April 1911.

gesellschaftlichen Würde seines Amtes, sondern auch in den intimeren Verhältnissen des praktischen Unterrichts. Erstens ist er in seinem Fache durchaus bewandert und weiss es auch klar und deutlich darzustellen; zweitens besteht der Unterricht fast im ganzen aus Vorlesungen und aus Fragen und Antworten über den Inhalt derselben. An dem einen Tage liest der Lehrer vor, während der Schüler in der nächsten Versammlung der Klasse sowohl in den Hauptgedanken wie auch in den Einzelheiten des Vortrages vollständig Bescheid wissen muss. Um zu diesem Ziel zu gelangen, ist ein ungeheures Mass der Aufmerksamkeit erforderlich, und in der Tat leistet der Gymnasiast in dieser Hinsicht im Vergleiche mit seinem amerikanischen Genossen erstaunlich mehr.

Der Lehrer ist also im deutschen Schulplan das Zentrum, man möchte fast sagen, die Seele des Unterrichts. Unter solchen Umständen sind der Gebrauch und die Ausstattung der Schulbücher auf das mindeste Mass reduziert worden. "Textbooks", bemerkt Learned, such as are used everywhere in America, with introduction, explanatory notes, tables, charts, diagrams, etc., do not exist. Textbooks in Germany are literally confined to the 'text' or, in history, to the barest outline of the ground to be covered, while all supplementary material such as biographical and explanatory notes, suggestions on hard places, the flesh and blood of historical narrative, etc., are provided by the teacher . . ." ² Und an einer anderen Stelle schreibt er: "German works on pedagogy emphasize and German teachers practice the rare art of reviewing to a phenomenal extent. Every oral test embodies not only the matter in hand, but copious references to all the preceding instruction and to related matter in other fields. An important fact will come to the surface in a dozen different relations at unexpected times. It pays therefore to know it. The effect of this in getting a real conviction of a truth into a boy's mind, instead of a mere book association, is gratifying." ³

Ohne Zweifel ist es eine Schwäche des höheren Schulwesens in den Vereinigten Staaten, dass der Lehrer überall zurücktritt und infolge allzu vollständiger und anziehender Texte die ihm gebührende Stelle unter seinen Zöglingen einbüsst. Seien diese Bücher noch so schön, so logisch ausgedacht, und so reichlich mit Photographien und Realien versehen, so können sie doch nie den Platz des Pädagogen selber vertreten. Nur zu oft bieten sie schlechten und unerfahrenen Lehrern, die in ihrem Fache ohne die notwendigen Kenntnisse sind, die Gelegenheit, sich auf dem Laufenden zu erhalten. Vor den Prüfungen werden sich auch von den begabteren, jedoch oft faulen Schülern benutzt, um das nachzuholen, was sie in den Klassen durch einen Mangel an Aufmerksamkeit versäumt

² Ibid., pp. 354, 355.

³ Ibid., p. 356.

haben. In beiden Fällen aber verfehlen sie ihren Zweck ganz und gar. Übrigens bleiben die gelernten Tatsachen besonders bei den schwächeren Schülern häufig nur isolierte Tatsachen ohne die im Leben so notwendige Ideenverknüpfung.

Es fragt sich vielleicht, warum wir so weit ausgeholt haben. Die Antwort ist eine leichte: durch die allgemeineren Betrachtungen wollen wir den spezifischen, miteingeschlossenen Fall beleuchten und hervorheben. Was auf den Lehrplan im ganzen, passt auch auf den Unterricht der modernen Sprachen im einzelnen. Wir brauchen hierin nicht nur tüchtigere, des Faches kundigere Pädagogen; es ist auch nötig, dass wir unsere Methoden einer Revision unterziehen. Der Lehrer muss zum Mittelpunkt seiner Klassen werden; durch ihn sollen die schönen Darstellungen unserer Texte ergänzt, ja, wo möglich, ersetzt werden. Selbstverständlich können nicht alle unsere Bücher abgeschafft werden, noch wäre das wünschenswert; einige sind aber wohl entbehrlich. Insbesondere wäre es ratsam, den Gebrauch von Elementargrammatiken der deutschen Sprache, seien sie nach der Übersetzungsmethode oder nach der neueren und reformierten Schablone, aufs möglichste zu beschränken. Charakteristisch von beiden Sorten ist es, dass sie dem Anfänger die Fähigkeit des verständnisvollen Lesens beibringen wollen; in den ersteren werden die grammatischen Aussagen meistens auf Englisch einfach mitgeteilt, in den letzteren werden dieselben in der zu erlernenden Sprache induktiv herausgearbeitet. Erst nachdem der Schüler die Grammatik absolviert hat, was oft ein ganzes Jahr in Anspruch nimmt, geht er an das eigentliche Lesen und hat die Gelegenheit, sich einen grösseren Wortschatz anzueignen und mit einer neuen, lebendigen Literatur bekannt zu werden.

Es ist jedoch für den erfahrenen Lehrer ein Leichtes, die nötigen grammatischen Lehren an der Hand eines längeren, zusammenhängenden Lesestückes zu geben und die Grammatik an und für sich in den Hintergrund treten zu lassen, ohne sie aber zu vernachlässigen oder zu versäumen. Denn bewusst oder unbewusst muss der Lernende sie genügend beherrschen, um richtig zu sprechen und zu verstehen. Man beginnt mit irgend einem kleinen Texte, worin die Idiome und schwer verständliche Formen soviel wie möglich vermieden werden und die Sprache doch rein bleibt. Wegen der vielen verwandten Wörter in der deutschen und der englischen Sprache lassen sich solch einfache Lesestücke ohne Mühe erfassen. Solche Bücher sind z. B. Kerns „German Stories Retold“, Am. Book Co., und Guerbers „Märchen und Erzählungen“, erster Teil, Heath. Letzteres ist kürzlich in einer neuen, z. T. von Herrn Dr. W. R. Myers durchgesehenen Auflage erschienen. Am ersten, wie auch an den folgenden Tagen, erzählt oder liest der Lehrer die neue Aufgabe vor, aber dies macht er nicht in einem fort. Bei jedem Satze verweilt er, bis er ganz sicher ist, dass alle Schüler ihn verstehen, und dies ist nur der Fall, wenn jeder seine Fragen

beantworten kann. Solche Vorbereitung dauert oft fünfzehn bis dreissig Minuten. Der Anschaulichkeit wegen möchte ich ein Bid von der ersten Stunde im Unterricht in der neuen Sprache geben.

Fangen wir also mit der ersten Erzählung in den oben genannten „Märchen und Erzählungen“ an. Der erste Paragraph lautet folgendermassen: Es lebte (war) einmal ein Mann, der Mann war gut, der Mann hiess Jakob. Der Mann Jakob sagte: „Ich muss ein Haus haben. Ich muss ein gutes Haus haben. Ja, ich muss ein gutes, neues Haus haben.“ Der Mann Jakob baute ein Haus. Das neue Haus war gross. Das neue Haus war auch schön. Dann sagte Jakob: „Ich habe ein gutes, neues Haus. Mein Haus ist auch schön. Aber mein gutes, neues Haus ist leer. Ich muss Korn haben.“ Jakob kaufte Korn. Er kaufte viel Korn. Das Korn war im Hause, das Jakob gebaut hatte. Jakob sagte: „Das ist gut! Ich habe viel Korn, gutes Korn, in meinem Hause!“

Der Lehrer liest zunächst den ersten Satz vor, während die Schüler mit geschlossenen Büchern da sitzen. Er liest den Satz sogar ein paarmal vor, und dann nimmt er jeden Teil desselben noch einmal durch und stellt Fragen. „Es lebte einmal ein Mann. Wer lebte einmal?“ Die Schüler scheinen die Frage nicht zu begreifen, also wiederholt er sie. Endlich meldet sich jemand, der richtig antwortet: es lebte einmal ein Mann. Bald können es alle. Der Satz: „Der Mann war gut“ ist leichter; doch bietet „Der Mann hiess Jakob“ einige Schwierigkeiten. „Hiess“, sagt der Lehrer. „Ja, ich heisse Graves, mein Name ist Graves. Sie heissen Smith, und sie heissen Jones.“ Dabei deutet er auf irgend einen Schüler. Aber (die starke Betonung erklärt das „Aber“) der Mann hiess Jakob. Wie hiess der Mann? Bald findet sich die richtige Antwort wie von sich selber, und der Lehrer fährt fort, indem er durch Wiederholungen, Pantomime, und praktische Erklärungen alles begreiflich macht und sich dabei durch die Antworten der Schüler vergewissert, dass man ihn verstehe. Ein Wort wie „leer“ erklärt sich, wenn der Lehrer die Hand ballt, öffnet, und sagt: die Hand ist leer. Dann ballt er die Hand wieder, diesmal um eine kleine Münze, öffnet sie, und sagt: „Nun ist die Hand nicht leer.“ Dabei darf es nicht vergessen werden, dass Wiederholungen oft nötig und wünschenswert sind, und dass eine solche Erläuterung oft zu variieren ist. „Kaufen“ lässt sich auf ähnliche Weise aufhellen. Die Bedeutung von „bauen“ kann man eventuell durch das Malen eines Bildes an die Wandtafel verdeutlichen.

In der ersten Stunde lässt sich nicht mehr als dieser erste Paragraph präparieren, aber der Schüler hat doch einen Anfang gemacht. Erstens hat er eine ziemliche Anzahl fremder Wörter gelernt; zweitens hat er Formen wie das Adjektiv „neu“ in „Das Haus ist neu“ und „ein neues Haus“ gebraucht und hat ihre Geltung im Satze empfunden. Der Weg zum Erwerben eines richtigen Sprachgefühls ist schon angebahnt. In den

darauf folgenden Stunden setzt man dieselbe Methode fort. Zunächst scheint man die Grammatik vollständig zu ignorieren. Dies ist jedoch bloss Schein. In der Tat legt man nur die richtige Grundlage zu ihrem Verständnis. Der Lernende wendet die verschiedensten Formen an, übt sich in der fremden Syntax, bis er sie einigermaßen beherrscht. Erst jetzt kommen die längeren Erklärungen und die Regeln, die der Schüler selber durch die schon gewonnenen Kenntnisse formulieren und bestimmen muss und in sorgfältige, vom Lehrer kontrollierte Sonderhefte einzutragen hat. Die Erscheinungen der Grammatik erlangen jetzt eine wirkliche Bedeutung für ihn; die Regeln hören auf, trockene Aussagen zu sein, und werden zu interessanten „statements of facts“. Übrigens kann der Lehrer die durch den Aufschub der gewöhnlichen grammatischen Schulung frei gewordene Zeit dazu benutzen, um die leider von so vielen Lehrern vernachlässigten und von den Anhängern der Reformmethode so dringend empfohlenen Übungen in der Aussprache der fremden Laute vorzunehmen. Zu gleicher Zeit kann der Lehrer den schnell zunehmenden Vokabelschatz durch beständigen Drill und das Führen von Wortlisten einprägen lassen.

Dass man aber so verfahren kann, hat seine psychologische Berechtigung. Es gibt nämlich in der Grammatik einer fremden Sprache vieles, was der Schüler sogleich versteht, weil es an die eigene Sprache oder die eigene Erfahrung anklingt, dessen sofortige Formulierung jedoch zeitraubend und oft schwierig ist. Der Satz: „Wenn ich das Geld hätte, so würde ich die Reise machen,“ begreift der Anfänger ohne weiteres. Gibt man aber zu derselben Zeit eine längere Erläuterung des irrealen Konjunktivs und seiner verwickelten Zeitformen und Modi, so verzweifeln selbst die klügsten Schüler und über das Unwesentliche verpassen sie die Hauptsache. Ebenso ist es mit dem Gebrauch der verschiedenen Zeitformen des Indikativs. Der von uns vorgezeichneten Methode nach beginnt der Lernende sie alle zu gebrauchen und findet keine besondere Schwierigkeit dabei. Allein in den gewöhnlichen grammatischen Lehrbüchern wird jede Zeitform in allen Personen einzeln durchgenommen und ziemlich reichlich besprochen. So kann viele Wochen nach den Erörterungen des Präsens vergehen, bevor der Schüler das Perfekt oder das

⁴ Um die schon besprochenen Formen und Regeln zu befestigen, lassen sich allerdings mit Vorteil kurz gefasste grammatische Kompendien gebrauchen, die nur zum Nachschlagen sind und sachliche Erläuterungen ohne daran verknüpfte Aufgaben enthalten. Der Lehrer macht auf den betreffenden Paragraphen derselben aufmerksam und fordert seine Klasse auf, ihn zu Hause zu lesen. Solche Kompendien sind z. B. Haertel and Cast: „Elements of German Grammar for Review“, (Heath), und die in diesem Jahre erschienene „Kleine deutsche Grammatik, die von A. Koenig und W. R. Myers herausgegeben ist. (Perine Book Co., Minneapolis.)

Plusquamperfekt studiert, und bis zu dieser Zeit sind ihm die vorhergehenden Lehren schon mehr oder weniger verdunkelt. In diesen Büchern ist man eben bestrebt die grammatischen Erscheinungen in ein System unterzubringen; so ein System aber hat viel Gefährliches an sich.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung und möchten die Vorteile des von uns verfochtenen Verfahrens summieren. Zunächst, was wohl am wichtigsten ist, tritt der Lehrer in den Vordergrund. Er und nicht das Lehrbuch ist die Quelle für die grammatischen Kenntnisse seiner Schüler, die die Wichtigkeit eines aufmerksamen Zuhörens recht bald einsehen, Dinge, die seine Zöglinge sonst erst nach Tagen stumpfsinnigen Studierens ihrer Grammatiken verstehen, lernen sie in einigen Stunden durch ihn kennen und praktisch verwerten. Zu gleicher Zeit tritt die Grammatik in den Hintergrund und deren Erlernen für den Anfänger bleibt nicht mehr ein wünschenswerter Gegenstand an und für sich, wie das notwendigerweise der Fall ist, wo eine Grammatik das einzige Buch in den Händen des Lernenden ist. Und doch kann der Schüler am Ende des Jahres gerade so viele Formen und Regeln geben, wie der an der Hand eines solchen Lehrbuches unterrichtete Junge. Schliesslich hat der Schüler infolge dieser Methode ungefähr das Dreifache gelesen, was sonst im ersten Jahr möglich ist. Hierbei lassen sich zweierlei Vorteile unterscheiden. Praktisch ist es vom höchsten Werte, dass der Schüler auf diese Art und Weise sich einen weit grösseren Wortschatz zu eigen gemacht hat. Von idealer Bedeutung ist es aber, dass er eine viel tiefere Einsicht in die Literatur erhält, wobei in Betracht zu ziehen ist, dass viele hier zu Lande nur ein oder zwei Jahre des Unterrichts in einer fremden Sprache geniessen. Also warum solchen diesen Schatz verchiessen?

Vor fünfzig Jahren.

Aus dem Tagebuch eines deutschamerikanischen Schulmeisters.

Von **Carl Otto Schönrich**, Baltimore.

Am Morgen des 23. Dezember 1867, Montag, war ich mit dem Lloyd-Dampfer Herrmann nach einer stürmischen Reise von 16 Tagen in New York eingetroffen. Noch am selben Tage konnte ich den Kreditbrief an ein dortiges Bankhaus erledigen, und so war ich am folgenden Tag zu meiner Weiterfahrt nach dem Süden bereit. Mein Reiseziel war Baltimore. Dort lebte der einzige Bruder, er hatte den ganzen Bürgerkrieg als Freiwilliger mitgemacht und war nun als Geschäftsmann etabliert. Seine begeisterten Briefe hatten in mir den Wunsch erweckt, nach dem Land der Freiheit zu kommen. Auf der Hinreise wollte ich mich in Philadelphia lange genug aufhalten, um eine Frau H. auf-

zusuchen, die ich im Vorjahre mit ihren zwei Kindern auf ihrer Besuchsreise in Stuttgart kennen gelernt hatte. Freunde hatten mir Aufträge und Andenken an die Familie mitgegeben.

Es war schon lange dunkel, als ich nach einer Eisenbahnfahrt von vollen vier Stunden am Delaware anlangte. Ich quartierte mich in einem Gasthof ein und verbrachte dort den Weihnachtsabend im einsamen Zimmer mit Briefschreiben. In der nächsten Nacht machte ich folgenden Eintrag in mein Tagebuch:

Philadelphia, am Weihnachtstag 1867.

Hatte wenig Schlaf, meinte immer noch die Schwankungen des Schiffes zu fühlen. Der heisere Ton der Fährbootpfeifen wird um Mitternacht von feierlichen Kirchenglocken unterbrochen, sie kommen von der andern Seite des nahen Flusses, aus der Richtung der Heimat. „O du fröhliche—“ könnte doch der Körper dem Geiste folgen, hinüber ins liebe Vaterhaus, dort verbrachte ich auch immer den grössten Teil der hl. Weihnacht schlaflos, auf jedes Geräusch achtend, den frühen Morgen erwartend, der mir den Glanz des Christbaums zeigen soll.

So mich in die liebe Heimat hinüberträumend werde ich gegen Tagesanbruch durch Schiessen aufgeschreckt; ich eile ans Fenster um zu sehen, aber das geht gegen den Hof. Das Schiessen hält an, was das wohl bedeuten mag? Jetzt auch noch ein unheimliches Tuten, das bald von allen Seiten zu kommen scheint. Sind das Indianer? Selbst unten im Hause wirds hörbar; ich kleide mich rasch an und eile mit meinem Stockdeggen hinunter. Unten im Schankzimmer treffe ich vier junge Leute, die sich das sonderbare Vergnügen machen, aus einem Blechhorn dann und wann scheussliche Töne zu blasen. Sie trinken so früh schon einen Eierpunsch, das tut man in Deutschland gewöhnlich zum Schluss.

Der Frühstückstisch ist noch reicher ausgestattet als der gestern im New Yorker Gasthof, Fleisch und Schinken die Fülle. Ich gehe hinaus, der Wind ist bitterkalt, die Strassen starren von gefrorenem Schmutz. Die den Delaware herabtreibenden Eisschollen erinnern mich an ein oft von mir in Deutschland bewundertes Bild „Washington crossing the Delaware.“ Ich finde leicht die mir gegebene Adresse des Herrn H. in Chestnut Str., gegenüber der Independence Hall, allein es ist die Geschäftsadresse, das Gebäude ist ein grosses Geschäftshaus und heute geschlossen, muss bis morgen warten.

Viele andere Geschäfte sind offen, es ist ein buntes Leben und Treiben auf den Strassen, gar nicht wie Weihnachten. Und dazu allenthalben das hässliche Tuten! Wäre ich doch im lieben Elternhause! Kann nirgends ein Gotteshaus sehen, möchte so gerne in eines, wäre es auch ein jüdisches. Auf den Anweis eines Polizisten, den ich nach einer deutschen Kirche fragte, fahre ich eine Querstrasse in südlicher Richtung in der Pferdebahn, 6 Cents=9 Kreuzer oder 3 Groschen.

An einer Ecke abgelaufen, stehe ich vor einem grossen Gebäude ohne Turm, eine Tafel bezeichnet es als deutsche Kirche. Von der Strasse war sie durch ein Eisengitter abgeschlossen. Ein Mann war eben durch die Gittertüre gegangen und stand im Begriff, sie hinter sich zu verschliessen. Ein grosser Junge war bei ihm. „Das ist eine deutsche Kirche?“ fragte ich ihn. „Ja,“ war die kurze Antwort. „Wann beginnt der Gottesdienst?“ „In 'ner Stund und en halb.“ „Ich bin fremd, könnte ich jetzt schon eintreten?“ „Des will net tun, die Kerch is net da zum wärme.“ Das war mir genug, ich ging weiter, wieder der Mitte der Stadt zu. O, nur ein freundliches deutsches Wort. —

Die Strassen waren gar nicht weihnachtlich, der Himmel wolken-schwer, ein eisiger Wind. Einige Buben haben sich ein Feuer angemacht und stehen rauchend dabei; Betrunkene sind auch zu sehen, dazu der Höllenlärm der Blechdinger, das muss wohl eine indianische Ansteckung der Amerikaner sein.

Um mich zu wärmen betrete ich ein Wirtshaus an der Ecke und setze mich an den einzigen Tisch neben dem Ofen. Zu meiner Freude finde ich deutsche Zeitungen vor. Die Biergläser sind ebenso schandmässig klein wie in New York und kosten auch 5 Cents=7½ Kreuzer, oder über 2 Groschen. Der Wirt hat den Hut auf dem Kopf, ist neugierig und unangenehm familiär, redet mich mit Du an, er sagt, das sei so Sitte in Amerika. Er schien übrigens ein treuherziger Mensch zu sein.

Gäste kamen und tranken stehend, der Wirt fragte mich, was ich trinken wolle, und als ich sagte, ich habe vorderhand kein Bedürfnis, meinte er, seine Freunde „triete“, und es sei eine Beleidigung, wenn ich nichts annehme, er wolle mir Wein mit Selters bringen. Das ging so viermal, und als ich mich fernerhin weigerte, brachte er mir jedesmal lächelnd eine Zigarre und steckte sie mir schliesslich in die Tasche.

Diese Freigebigkeit wurde mir ungemütlich, besonders als es mir schien, dass der Wirt bei einer Gesellschaft leise auf mich als „Griener“ hinwies. Kaum war die Gesellschaft fort, als ich die Zeitung weglegte und mich auch bereit machte. Der Wirt wollte mich zurückhalten, er sagte, bald werde sein grosser Weihnachtslunsch bereit sein, und ich könnte da den ganzen Tag essen und trinken und rauchen, und es solle mich nichts kosten. Unten im Gasthof so nahe bei den Werften sei's heute aber sehr unsicher. Er liess mich erst gehen, als ich vorgab, ich habe eine Verabredung mit einem Reisegefährten getroffen. „Das ist recht,“ meinte er, „ein deutscher Mann hält sein Wort,“ riet mir aber nicht nur zurückzukommen, sondern auch, nicht nach Baltimore zu gehen, wo die Knownothings hausen und die Deutschen auf der Strasse totgeschlagen werden. Er selbst könne mir sofort eine gute Stelle anbieten. Ich verlangte eine gute Zigarre, er wollte kein Geld dafür annehmen; erst als ich darauf bestand, verlangte er 10 Cents=15 Kreuzer, beinahe 5.

Groschen. Dabei fand ich aus, dass die Zigarren, mit denen er mir die Taschen vollgestopft hatte, von derselben Sorte waren.

Nun fand ich mich wieder auf der kalten Strasse, der bleigraue Winterhimmel drückte auf mein Gemüt, Heimweh überkam mich. In einen Familienkreis möchte ich, einen Christbaum sehen, mich hinüberträumen. Es trieb mich, die Familie H. heute noch aufzusuchen. Hatte mich doch auch die freundliche Frau H. vor Jahresfrist in Stuttgart so herzlich in ihr Haus eingeladen, wenn ich je nach Philadelphia kommen sollte.

In einer Apotheke nahe der Independence Hall finde ich die Wohnung aus, ich orientiere mich auf dem Stadtplan, und nun geht's in nördlicher Richtung meinem Ziele zu. Wie ich mich auf dem Wege bei einem Polizisten erkundige, gibt er mir eine deutsche Antwort; es war mir das keine sehr angenehme Überraschung, denn mein Glaube an mein gutes Englisch hatte damit einen gewaltigen Stoss erhalten.

Endlich stand ich an der gesuchten Türe. „Gehen Sie nur gleich dort ins Esszimmer,“ sagte das Dienstmädchen, das die Türe öffnete; sie hatte mich, wie sich später herausstellte, für den Mann gehalten, der die Gasbrenner nachsehen sollte. Die ganze Familie sass um den Mittagstisch. „Fröhliche Weinachten!“ grüsste ich tiefbewegt. Eine kurze Pause, dann „Hurrah, das ist Mister Schönrich“, und der kleine Fred hing an meinem Halse, ihm folgte eben so herzlich die kleine Louise. Ich drückte die lieben Kinderköpfe gegen mein Gesicht, um meine Bewegung zu verbergen. Erinnerungen aus der trauten Heimat. — „Wen meine Kinder so empfangen, der ist mir doppelt willkommen,“ sagte der Vater und drückte mir die Hand. —

Professor Dr. Wilhelm Rein.

Am 10. August d. J. feierte Professor Wilhelm Rein von der Universität Jena seinen 70. Geburtstag. Auch unsere Zeitschrift entbietet dem grossen Gelehrten und Lehrer bei diesem Anlass, wenn auch verspätet, Gruss und Glückwunsch. Seine Bedeutung und sein Einfluss auf die Schule der Gegenwart — auch auf die amerikanische, deren besonderer Bewunderer er ist — sind solcher Art, dass sie allerorten und auch in kommenden Generationen noch werden verspürt werden. Die folgenden Ausführungen über die Tätigkeit des Jubilars sind der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ vom 11. August entnommen.

„Rein ist ein Thüringer. Er studierte in Jena, Heidelberg und Leipzig. Seine pädagogische Laufbahn begann er als Realschullehrer in Barmen, dann wurde er Seminarlehrer in Weimar und wenige Jahre später Seminardirektor in Eisenach. Hier gab er mit Pickel und Scheller

die „Schuljahre“ heraus, in denen er die Praxis der Volksschule in vorbildlicher Weise nach Herbart-Zillerschen Grundsätzen aufbaute. Das Werk fand die weiteste Verbreitung und machte Rein mit einem Schlage in der pädagogischen Welt des In- und Auslandes bekannt.

„Nach Stoys Tod berief ihn die Weimarerische Regierung zum Professor der Pädagogik an die Universität Jena. Hier las er in einem zweijährigen Turnus über philosophische Ethik, empirische Psychologie, allgemeine Pädagogik, allgemeine und besondere Didaktik, später auch über Herbarts Leben und Lehre, über Schulreform und ausländisches Schulwesen. Daneben leitete er das pädagogische Universitätsseminar und die Übungsschule.

„Aus dieser vielseitigen wissenschaftlichen und praktischen Tätigkeit gingen auch zahlreiche pädagogische Schriften hervor, z. B. „Pädagogik im Umriss“ (Sammlung Götschen), „Grundlagen der Pädagogik und Didaktik“ (Quelle und Meyer), „Grundriss der Ethik“ (Zickfeld, Osterwieck), „Pädagogik in systematischer Darstellung“ (Hermann Beyer und Söhne), ein grosses zweibändiges Werk, in dem Rein die Lehre vom Bildungswesen und die Lehre von der Bildungsarbeit in umfassender Weise darstellte, dazu kommt noch sein siebenbändiges grosses Sammelwerk: „Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik“, zu dem er weitherzig Mitarbeiter verschiedener pädagogischer Richtungen herbeizog. Daneben gab er noch die „Pädagogischen Studien“ und später die „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik“ heraus.

Umfassend ist auch seine Vereins- und Vortragstätigkeit. Er ist Vorsitzender des „Vereins für wissenschaftliche Pädagogik“ und des „Vereins Herbartischer Pädagogik in Thüringen“. Er veranstaltete in vielen deutschen Städten Vortragskurse für Lehrer und unternahm Vortragsreisen nach der Schweiz, Österreich, Schweden, Dänemark, und Frankreich, ja sogar nach Amerika. Er war auch einer der Gründer und eifrigsten Förderer der Ferienkurse in Jena.

„Für die Lehrerschaft ist Rein in Wort und Schrift unermüdlich tätig gewesen. Als einer der ersten ist er dafür eingetreten, dass auch den Lehrern die Universität geöffnet werde, nicht zur allgemeinen Berufsbildung, wohl aber zur Weiterbildung. Für die Lehrerinnen verlangt er gleichwertige Ausbildung und bei gleichen Pflichten auch gleiche Bezahlung und gleiche Rechte. Auch für die Lehrer an höheren Schulen fordert er bessere pädagogische Ausbildung und Zusammenschluss mit den Volksschullehrern und mit den Hochschullehrern. Für alle Lehrer aber postuliert er rechte soziale Stellung und ausreichende wirtschaftliche Sicherung. „Auch die reinste Begeisterung, die hingebendste Gemütsverfassung kann nicht andauern, wenn wirtschaftliche Not oder gesellschaftliche Geringschätzung die Stimmung dauernd trüben.“ Rein ist auch ein Freund der Einheitsschule, „die alle Kinder aller Stände aufnimmt und

sechs Jahre lang gemeinsam bildet und erzieht," und seine Theorie von der Schulverfassung ist auf das Familienrecht und weitgehende Autonomie der Schulgemeinde gegründet.

„Für alle diese Ideen ist Rein unermüdlich in Schrift und Wort eingetreten und darf darum an seinem 70. Geburtstag mit Genugtuung auf sein Lebenswerk zurückblicken.“

G. W.

Berichte und Notizen.

I. Korrespondenzen.

Baltimore.

Noch eine Htobspost.—Der deutsche Unterricht ist nun auch an unserem städtischen Polytechnikum ausgeschaltet worden. Dafür wurde Französisch eingesetzt. Nach zwei belebten Spezialsitzungen kam die Schulbehörde am 6. November mit sechs gegen zwei Stimmen zu diesem Beschluss, der auch gleich mit dem folgenden Tag in Kraft trat. Mit einer Ausnahme waren sämtliche Deutschlehrer über Nacht in Lehrer des Französischen umgewandelt worden, als welche sie sich schon früher qualifiziert hatten. Natürlich werden diejenigen Schüler, die im vorigen Jahr den deutschen Unterricht begonnen haben, ihn bis zu ihrem Abgang fortsetzen. Das erste Schuljahr hat sechzehn Klassen.

Das Deutsche hatte an dieser Schule als Pflichtfach gegolten, und da bei einer Umfrage unter den Schülern 38 Prozent fürs Deutsche gegen 62 Prozent fürs Französische entschieden, wurde versucht, jenes als Wahlfach neben dem Französischen beizubehalten, um so auch der Minderheit gerecht zu werden. Allein der Leiter der Schule, ein Marineoffizier a. D., erklärte, eine Fremdsprache sei für eine technische Schule genügend, und Französisch sei hier entschieden vorzuziehen. Die *École Polytechnique* zu Paris sei die leitende technische Hochschule der Welt; in technischen Fächern, in Physik müsse man französische Werke studieren. Zugestanden wurde dabei, dass man das Wissen in Medizin und Chemie bei den Deutschen suchen müsse. Dieses gab den Ausschlag; eine verbitterte blinde Wühlerlei in unserer Presse hatte ja auch schon eine entsprechende Stimmung dafür heraufbeschworen.

An unseren beiden High Schools, sowie am City College wird Deutsch neben Französisch und Spanisch nach wie vor beibehalten, alle drei Fremdsprachen sind Wahlfächer. Trotz aller Wühlerleien von aussen hat soweit an diesen Schulen das Deutsche zugunsten des Französischen nur eine mässige Einbusse erlitten. Mangel an schulmeisterlichem Takt hatte an einer der High Schools eine Missstimmung erweckt, die sich aber bald klärte. Ein Antagonismus gegen das Deutsche ist unter den Studierenden nicht wahrnehmbar. Die deutschen Klassen am City College bekunden dieselbe Hingabe und denselben Enthusiasmus wie je zuvor.

Das Eingehen des deutschen Unterrichts an unseren Elementarschulen war wohl vorauszusehen, wie an dieser Stelle wiederholt angedeutet worden ist, aber dass das nun auch an einer höheren Lehranstalt geschehen konnte, das ist eine gewaltige Überraschung. Eine solche Tatsache berichten zu müssen, tut dem Schreiber, der in wenigen Monaten (am 15. März 1918) die Schwelle seines fünfzigsten Berufsjahres zu erreichen hofft, in der Seele weh. — Indessen nur unverzagt: „Es muss doch Frühling werden!“

Carl Otto Schönrich.

Cincinnati.

Am letzten Samstag im November kamen die deutschen Oberlehrer zu ihrer regelmässigen Sitzung zusammen, womit ein gemeinsames Mittagessen verbunden war. Pastor H. Haupt hielt nach dem Essen einen kurzen aber sehr gediegenen Vortrag über „Martin Luther als Erzieher“. Der hervorragende Kanzelredner stützte sich bei seinen Ausführungen haupt-

sächlich auf die Schriften und Aussprüche des grossen Reformators.

Bei der *Versammlung des deutschen Lehrervereins* am ersten Samstag dieses Monats sprach Pastor Dr. F. L. Dorn über „Die Entstehung und Entwicklung des deutschen Volkskalenders“. Der Vortragende wies insbesondere auf die Bedeutung und den Einfluss hin, den der Kalender in früheren Zeiten bei der Landbevölkerung hatte, woselbst dieser Jahresbote die einzige geistige Nahrung vermittelte.

Dr. H. H. Fick, der Leiter des deutschen Unterrichts, wird in Zukunft, da infolge des Rückgangs dieses Unterrichts seine Zeit nicht mehr so in Anspruch genommen ist, laut Beschluss des Schulrats, zwei Drittel seiner Zeit im Bureau des Schulsuperintendenten mit statistischen Arbeiten beschäftigt sein.

Am 10. November starb hier eine unserer tüchtigsten deutschen Lehrkräfte, Frau *Johanna M. Huising*. In Westphalen geboren, kam Frau Huising bereits im Jahre 1863 nach Cincinnati und wurde bald darauf als deutsche Lehrerin an der alten neunten Distriktschule angestellt. Später wurde sie Lehrerin an der Normalschule und, nach dem Tode von Papa Burger, Leiterin der deutschen Abteilung dieser Schule. Viele unserer besten deutschen Lehrerinnen verdanken der ersten pflichttreuen Leiterin die pädagogische Vorbildung. Seit dem Jahre 1902 hatte sich Frau Huising

vom Lehrberuf zurückgezogen, hatte aber bis zu ihrem Hinscheiden stets ein reges Interesse an unseren Schulen und besonders am deutschen Unterricht.

E. K.

Dayton, Ohio.

Der Verlust, den wir in unserer deutschen Abteilung zu verzeichnen haben, ist kein sehr grosser. In den Elementarschulen haben wir zweihundert Kinder weniger als im vorigen Jahre. Dabei ist aber zu bemerken, dass hundert dieser Schüler im September in ein neues Gebäude zogen, wo gegenwärtig kein Deutsch unterrichtet wird. Man hatte erwartet, in diese neue Schule sowie in eine der alten Schulen auch den deutschen Unterricht einzuführen, aber unter den Umständen fand man es für geraten, einstweilen noch damit zu warten.

Auch in den Hochschulen ist die Zahl der Anfänger im Deutschen etwas kleiner. Am schlimmsten wurde die Abendschule getroffen. Da sich dort nur vier Schüler für den deutschen Unterricht gemeldet hatten, wird kein Deutsch unterrichtet. Dagegen blühen die französischen und spanischen Klassen.

Auch etwas Erfreuliches haben wir zu berichten, nämlich dass unser Schulrat allen Prinzipalen und Lehrern eine *Gehaltserhöhung* von hundert Dollars zuteil werden liess.

Ottillie Pagenstecher.

II. Alumnenecke.

Am Abend des 24. November fand die erste diesjährige *gesellige Zusammenkunft* des Alumnenvereins statt. Eine grosse Anzahl früherer Schüler hatten sich eingefunden. Die Stimmung war äusserst gemütlich. Musikalische und humoristische Vorträge bildeten das interessante Programm, an dem sich die folgenden Alumninnen beteiligten: Frä. Mueller, Frä. Knackstedt, Frä. Goetz, Herr W. O. Becher und Herr Andressohn. Sehr gelungen waren die Vorträge des Quartetts, das aus den Herren Owen, Roeseler, Dankers und Schaueremann bestand. Herr Straube hielt eine kurze Ansprache, in der er auf das vierzigste Jubiläum des Seminars hinwies. Gemeinschaftlicher Gesang nebst Tanz bildete den Schluss des erfolgreichen Abends.

Freitag, den 21. Dezember, findet die *diesjährige Weihnachtsfeier des Seminars* statt. Die Alumninnen und ihre Freunde sind aufs herzlichste eingeladen. Die früheren Schüler, die jetzt in Madison studieren, haben ihren Besuch angemeldet und werden wohl ein paar Nummern des Weihnachtsprogrammes übernehmen. Die Schüler des Seminars haben vor, das Märchenstück „Dornröschen“ aufzuführen. Der Name der Dichterin, Richarda Huch, Deutschlands bekannteste Frauenschriftstellerin der Gegenwart, bürgt für den literarischen Wert des Stückes. Das Ganze verspricht, ein stimmungsvoller Weihnachtsabend zu werden.

Weitere Alumninnen sind ins englische Fach übergetreten: Frä. Augusta ter

Jung (1897), *Frl. Lydia Heinrich* (1914), *Frl. Mabel Barnett* (1915).

Herr *Arnold Hempe* (1917) unterrichtet an der Schule der lutherischen Gnadengemeinde zu Milwaukee.

Während des Sommers hat sich *Frl. Flora M. Filtzer* (1911) mit Herrn *Boor Schleppey* von Indianapolis verheiratet.

Frl. Matilde Lueders (1914) hat sich am 19. November mit Herrn *Stemmler* verehelicht.

Das seltene Ereignis, die Verlobung zweier Alumnen, kann berichtet werden: *Frl. Lora Sonnenstedt* (1913) mit Herrn *Hans A. Teschner*.

Wir gratulieren den glücklichen Paaren. A.

IV. Umschau.

In einem vor kurzem erschienenen Bericht des Erziehungsamtes in Washington wird mitgeteilt, dass nur 19 aus den 163 amerikanischen Städten, die über 25,000 Einwohner haben, fremdsprachlichen Unterricht in den Klassen unter dem siebenten Grad erteilen lassen. In zwölf dieser Städte ist der Unterricht Deutsch, in drei Deutsch, Französisch und Spanisch, in einer Deutsch, Italienisch und Polnisch, in den übrigen drei Französisch und Spanisch. In einigen Fällen wird er in allen Graden erteilt, in anderen fängt er erst im fünften oder sechsten Schuljahre an. Die Zahl der in den verschiedenen Städten dabei beteiligten Schüler schwankt zwischen 40 und 22,000.

Nur wenige Schulleiter, heisst es im Bericht, hätten sich zugunsten des fremdsprachlichen Unterrichts in der Elementarschule ausgesprochen, obwohl viele von seinem Werte für Schüler höherer Schulen fest überzeugt sind. Dass der Krieg das Urteil in einigen Fällen beeinflusst hat, geht aus einer Antwort deutlich hervor: „I was in doubt before the war. I am becoming convinced now that our public schools should teach 'one nation, one language, one flag.'“ Ein Schulleiter erklärt, dass dieser Unterricht auf dem Stundenplan steht, weil deutschamerikanische Grosseltern und viele Eltern ihn verlangten. Ein Gegner schreibt: „The public schools should not assist in perpetuating a foreign language in the home and foreign viewpoints in the community.“ (Es wäre nun sehr interessant zu erfahren, wie viele dieser Gegner eigentlich eine zweite Sprache beherrschen. Die eigene Unkenntnis mag wohl manchem als Ideal erscheinen.)

Das Ergebnis der Untersuchung fasst das Erziehungsamt wie folgt zusammen: „There is general agreement

among educators and public men, both in this country and abroad, that there should be no interference with existing high school and college provision for the teaching of German; that a knowledge of the German language is more important now than it was before the war. The upper elementary grades, especially where organized in the junior high school, may quite properly offer foreign languages, including German, but educators generally look upon the teaching of foreign languages in the lower elementary grades as of very questionable value.“

Die Opposition gegen das Gary-System im Schulunterricht New Yorks, welche der neugewählte Bürgermeister Hylan zu einer seiner Wahlfragen gemacht hatte, wurde am Freitag dadurch in die Tat umgesetzt, dass die Tammany-Mehrheit des Stadtrats beschloss, die mit \$10,000 im Jahre bezahlte Stellung von William Wirt, Ratgeber der Schulbehörde, abzuschaffen. Herr Wirt war nach New York berufen worden, um das Gary-System in den Schulen einzuführen.

Unter den Auspizien der deutschen Abteilung an der Staatsuniversität von Kalifornien ist von Prof. H. K. Schilling eine *Bibliographie der besten Bücher für das Studium des Deutschen an High Schools und Junior Colleges* herausgegeben worden, die besonderer Beachtung wert ist. In ihr ist alles wertvolle Material mit grossem Fleisse zusammengetragen und systematisch in einzelne Gruppen geordnet. Um dem Lehrer auch einen Fingerzeig über den relativen Wert der einzelnen Bücher zu geben, sind sie in unentbehrliche, in sehr wünschenswerte und wünschenswerte eingeteilt und als solche bezeichnet. Auch die, die sich besonders im Un-

terrichtet in den Junior Colleges verwerten lassen, sind besonders angegeben. Eine Liste von Lehrmitteln im deutschen Sprachunterricht ist in Vorbereitung. Sie wird eine wünschenswerte Ergänzung zur vorliegenden Zusammenstellung abgeben. Das kleine Pamphlet ist durch die University of California Press, Berkeley, Cal., zu beziehen.

Das „Bulletin“ des Wisconsiner Verbandes fremdsprachlicher Lehrer erwähnt der Monatshefte mit folgenden Worten: „The October Monatshefte is a Max Walter number and contains a wealth of short articles by prominent American teachers, dealing largely with questions of the direct method and personal reminiscences of Max Walter. It is the strongest issue the Monatshefte has put out in years. Such a galaxy of great lights: Bagster-Collins, Hohlfeld, Prokosch, Fick, Ballard, Whitney, von Klenze, Francke, Cooper, Evans, has seldom appeared under one cover.“

Die N. E. A. wird sich im kommenden Jahre in Pittsburgh versammeln. Die Beamten sind bereits an der Arbeit, ein Programm für die nächste Tagung aufzustellen.

Infolge der Entlassung der Professoren J. McKeen Cattell und Henry W. L. Dana aus der Fakultät der Columbia Universität hat nun Professor Chas. T. Beard am 9. Oktober sein Entlassungsgesuch eingereicht als Protest gegen die Verletzung der akademischen Freiheit. Auch Professor John Dewey hat die Handlung der Verwaltungsbehörde scharf getadelt.

Das sehr beliebte Singspiel „Das Dreimäderlhaus“ hat sich auch in New York (Irving Place Theater) als Riesenerfolg erwiesen und ist dort im letzten Monat bereits zum fünfzigsten Mal aufgeführt worden. Zum Andenken an die fünfzigste Aufführung hat die Zeitschrift „Deutsch - Amerika“ eine vortreffliche Sondernummer herausgegeben, die einige recht hübsche Szenen der Operette in Bildern wiedergibt, sowie den Text und die Musik zu einigen der Haupttreffer. Der Held des Singspiels ist der berühmte Komponist Schubert, weshalb diese Ausgabe von „Deutsch-Amerika“ als Schubert-Nummer bezeichnet wird.

Die 35. Jahresversammlung der Neu-Philologen-Vereinigung (Modern

Language Association of America) findet in der Weihnachtswoche vom 27. bis 29. Dezember unter den Auspizien der Yale-Universität in New Haven statt. Unter denen, die Thematata aus dem Gebiet der deutschen Sprache und Literatur behandeln, befinden sich die Herren Professoren von Klenze, Luise Haessler, M. B. Evans, K. D. Jessen, F. Heuser, A. B. Faust und H. Collitz. Professor Kuno Francke ist Vorsitzender der Vereinigung und wird am Abend des 27. Dezember einen Vortrag halten über „The Idea of Progress from Leibniz to Goethe.“

Die „Central Division“ versammelt sich dieses Jahr in Madison an denselben Tagen wie der östliche Zweig. Das Programm haben wir noch nicht erhalten. Weitere Auskunft ist durch Herrn Prof. H. B. Lathrop von der Universität Wisconsin zu erhalten.

Professor Appellmann von der Universität Vermont hat nun doch seine Stellung niedergelegt und gedenkt nach Deutschland zurückzukehren, da ihm, wie die „Burlington Free Press and Times“ berichtet, die Erlaubnis erteilt und freies Geleit zugesichert worden ist. Die letzten anderthalb Jahre ist er seiner deutschen Beziehungen wegen vielfach angegriffen worden; sein Verhalten erwies sich aber stets als einwandfrei. Da sich aber jetzt ein militärischer Übungsplatz auf dem Universitätsgebiet befindet, hätte er als Reichsdeutscher einen Erlaubnisschein nötig gehabt, um zu seinen Hörsälen zu gelangen.— Seit fünf Jahren ist Prof. Appellmann in diesem Lande; 1912 kam er als Austauschlehrer nach Boston, hielt nebenbei Vorträge an der Harvard-Universität, im Januar 1913 wurde er an die Universität Vermont als Professor der deutschen Sprache und Literatur berufen, welche Stellung er seither mit grossem Erfolg innehatte. Es werden ihn viele mit Bedauern scheiden sehen.

Herrn Walter Silz, Sohn des Herrn Max A. Silz von Cleveland und letztjähriger Abiturient von Harvard-Universität, wurde die Ehre zu teil, bei den Schlussfeierlichkeiten am 21. Juni 1917 eine Ansprache zu halten. Er wählte als Thema: „An International Education“. Er sagte, dass mit dem Frieden die Erziehung gegen den Krieg allgemein einsetzen würde, die eine neue Welt des Lichts und der in-

ternationalen Verständigung erstehen lassen wird. Herr Silz hat sich keineswegs durch die kriegerische Zeitstimmung, die in Boston herrschte, irre machen lassen; hinter dem jetzigen Krieg und Hass sah er dauernden Frieden auf der Grundlage der allgemeinen Verständigung.

Das „Department of Labor“ in Washington hat eine interessante Zusammenstellung über den gegenwärtigen Stand der Kinderarbeit in den kriegführenden Ländern erscheinen lassen. Überall ist ein bedauerlicher Rückschritt zu verzeichnen. Die Schrift kann zum Preise von 10c bezogen werden. (Industrial Series No. 4, 1917.)

In diesen Tagen muss es einen wundernehmen, in einer amerikanischen Zeitschrift irgend ein anerkennendes Wort über Friederich Nietzsche zu lesen. Was hat man ihm nicht alles aufs Kerbholz gebracht! Aber „The American Schoolmaster“, in einem Artikel über das deutsche Schulwesen, in dem Lob und Tadel sich wohl die Wage halten, schreibt: „The most practical and effective system of education yet evolved by man is that which prepared Germany for her part in the present war.... For the contribution of the particular idea that brought about this mighty result, Germany and the world have specially to thank Friedrich Nietzsche and his interpretation of the struggle for existence.“

In Berlin machen die Psychologen Dr. Moede und Dr. Plorkowski an 30 begabten Schülern des Kölner Gymnasiums (für begabte Volksschüler)

besondere Studien über die Auslese der Tüchtigen.

Die technische Hochschule in Darmstadt nimmt jetzt auch Frauen auf.

Die Lehrerschaft in Oesterreich hat, wie die Schweizerische Lehrerzeitung mitteilt, furchtbar unter dem Kriege zu leiden. Die gewährten Teuerungszulagen sind lange nicht genügend. Trotz der Ungunst der Zeit vergisst aber die österreichische Lehrerschaft die idealen Interessen nicht. Lebhaft beschäftigt sie sich mit der Lehrerbildung. Sie verlangt die Erschließung der Hochschule für das Berufstudium der Lehrer. Die erfolgreiche Absolvierung der Lehrerbildungsanstalten, die mindestens ein fünfjähriges Seminarstudium verlangen sollen, solle zur festen Anstellung an Volksschulen und zum vollen Hochschulstudium berechtigen. Das Seminar solle eine Fremdsprache in den Unterrichtsplan aufnehmen. Der baldige Friede sei sehr erwünscht, damit die durch das Militär in Anspruch genommenen Schulhäuser wieder für Schulzwecke verwendbar würden und damit die Disziplin und die Schulung der Jugend in geordnete Bahnen geleitet werde.

In Wien sind drei Jahre hindurch von 525 Schulhäusern 297 vom Militär belegt gewesen; bis Ende August wurden 55 der Schule wieder zurückgegeben.

Frankreich erhält mit dem letzten Ministerwechsel den dritten Unterrichtsminister dieses Jahres. Nach R. Viviani kam M. Steeg, nach diesem jetzt M. Daniel Vincent.

John Andrésohn.

III. Vermischtes.

An die Nacht.

Siehst du das Häuslein dort am Dorfesrand,
Von Einsamkeit und Epheu dicht umspinnen?
Es schläft und träumt; das schlummermüde Land
Durchzieht's wie Atmen satter Sommerwonnen.
Ein Bächlein nur rauscht friedlich still zu Tal,

Wo weisse Nebelfrauen lautlos ziehen;
Was uns bedrückt: des Tages müde Qual,
Einullt die Nacht in sanften Sternenglügen.

Nicht prangend stolz im Purpurgoldespann
Stürmst du daher, von Sonnenfestgelagen.
Auf leisen Sohlen, streifend durch den Tann,

Ein Heiland derer, die da schmerz-
geschlagen.
Aus Segenshänden, gütig, frauenlind,
Streust du ins Land des Schlafs Ver-
gessensmohne;
Wehst Kühlung sanft dem fieber-
heissen Kind,
Dem Landmann nach des Tagwerks
heisser Frohne.

Und um dich her wacht süßes Stim-
men Laut,
Wie's singt und klingt bei deiner
Schritte Gleiten.

Es grüßt der Weltengeist die scheue
Braut
Mit Melodien, die da seltsam streiten.
Aus Gründen schwillt's, bald klagend,
trauerleis,
Verlor'ner Seelen leiderpresstes Wei-
nen;
Dann wieder voll, wie Minnesängers
Preis,
Zum Lob der Magd, der hehren, tu-
gendreinen.

Urtöne sind's; sie schlafen tief im
Grund,
Verscheucht vom Tag, dem lärmend
überhellten.

Doch wenn der Sonne flammend Schil-
desrund
Eintaucht ins Meer, hellleuchtend an-
dern Welten,
Dann schwebt es auf: ein stiller Gel-
sterchor,
Irrlichternd hoch auf traumgewebten
Schwingen;
Dann tönt's geheimnisvoll aus Busch
und Moor,
Will rätseltief das Herz zur Andacht
zwingen.

Ich fühle deinen Zauber, holde Nacht,
Die Sehnsucht, die da glüht, dein Sein
zu fassen,

Erstirbt im Glück; vor deiner hehren
Macht

Wird alle Not zu Schemen, marmor-
blassen.

Wie wund die Seele auch vom Erdens-
leid,

Du hüllst sie weich in deine Mantel-
falten,

Und trägst sie still ans Herz der Ewig-
keit,

Wo ew'ge Kräfte trostreich heilend
walten. *Emil Doernenburg.*

Christnacht.

O heil'ge Nacht, voll Glück und Licht,
Du wundersamste aller Nächte,
Du bist das herrlichste Gedicht,

Wie Menschensinn es nie erdächte;
Dein Zauber füllt den ärmsten Raum,
Es klingt aus jeder Liederweise,
Und duftend atmet ihn der Baum,
Der Baum mit seinem grünen Reize.
Aus längst verlornen traurem Glück
Webt die Erinnerung dir den Schleier,
Du führst den müden Greis zurück
Zu seiner Kindheit schönster Feier;
Du nimmst die Menschheit in den Arm,
Gleichwie die Mutter tut dem Kinde,
Dass Not und Elend, Sorg' und Harm,
Sei's auch für kurze Frist, ent-
schwinde.

Wie heil'gen Friedens Unterpand
Ertönt der Glocken festlich Grüßen,
Und durch das nächtlich stille Land
Ziehn Engel hin auf frommen Füßen;
Wo nur des Himmels Boten gehn,
Wird Licht und Liebe ausgegossen ...
Doch Kindesaug' nur kann sie sehn,
Dem noch die Wunderwelt erschlossen.

Wir hören ihrer Botschaft Ton —
Doch lebt in uns der fromme Glaube?
Verscheucht nicht Zwietracht, Hass
und Hohn

So oft des Friedens weisse Taube?
Die Menschheit ringt in Kampf und
Streit,

Mit selbstgeschaffenen Beschwerden—
O hört das Wort voll Seligkeit,
Das Wort vom Frieden hier auf Erden!

O trinket aus der Liebe Born
In dieses Festes Feierstunden,
Vergesst Hass und Neid und Zorn
Und schlagt nicht, sondern heilet
Wunden!

Zu euren Kindern lenkt den Blick,
Auf ihrem Antlitz steht's geschrieben;
Der Weihnachtsfeier reinstes Glück
Besteht im Geben und im Lieben.

Anton Ohorn.

Christbaum.

Hörst du auch die leisen Stimmen
Aus den bunten Kerzlein dringen?
Die vergessenen Gebete
Aus den Tannenzweiglein singen?

Hörst du auch das schüchternfrohe
Helle Kinderlachen klingen?
Schaust auch du den stillen Engel
Mit den reinen, weissen Schwingen?

Schaust auch du dich selber wieder
Fern und fremd nur wie im Traume?
Grüsst auch dich mit Märchenaugen
Deine Kindheit aus dem Baume?

Ada Christen.

*Weihnachten im Gebirge.**Weihnachtsglaube.*

Rings ist es still! Es schweigt des Nordwinds Sausen,
 Die Tannen rauschen nicht wie sonst im Traum,
 Der Bergbach selbst vergass sein wildes Brausen,
 Und starre Ruhe herrscht im weiten Raum.

Die Glocken läuten die Christnacht ein,
 Da sollen wir wieder Kinder sein Im Denken und im Handeln.
 Da wollen wir zum Kinderglück, Zum fernen Jugendland zurück
 Die Sonnenpfade wandeln.

Schnee deckt das Dorf, Schnee deckt die Bergesriesen,
 Die Sterne leuchten dort so fern, so weit
 In gold'nem Glanz, als wollten leis' sie grüssen
 Den stillen Ort in seiner Einsamkeit.

Du meinst, das kann ich nimmermehr,
 Das Leben drückt so hart und schwer Mit seinen Mühen und Sorgen.
 Der Stern von Bethlehem ist tot.
 Wo Liebe strahlte, friert die Not.
 Es winkt kein frohes Morgen.

Da hüllen langsam sich die hohen Firne
 Geheimnisvoll in hehren Silberschein,
 Es küsst der Mond die weisse Bergesstirne
 Und steigt herauf am Himmel stolz und rein.

Da ward in deinem Stübchen sacht
 Ein grüner Weihnachtsbaum entfacht.
 Es leuchten weisse Kerzen.
 Da schliessen deine Kinderlein
 Voll sel'ger Lust den Ringelreih'n,
 Es jubeln ihre Herzen.

Und horch! Des Dorfes Glocken klingen leise
 Und majestätisch durch die stille Nacht;
 Das ist die hehre, alte, traute Weise,
 Ein Gruss zu dem, der über alles wacht.

Ein Lichtlein sucht den Weg zu dir,
 Ein Kerzenstrahl tut auf die Tür
 Zu deiner Seele leise.
 Da ist's, als schwebte zart und leis
 Die Liebe durch das Tannenreis
 Und singe jene Weise.

Und feierlich und seltsam geht ein Flüstern
 Durch die Natur, geweckt vom Glockenton:
 Es ist das „Ehr' sei Gott“, das aus dem düstern
 Gebirgstal steigt zu des Ew'gen Thron!

Die Weise, die der Engel sang;
 Die einst auf jener Flur erklang
 Von Lieb' und Wohlgefallen.
 Was sinnst du noch? Stimm ein,
 stimm ein!

Du musst heut wie die Kinder sein.
 Noch strahlt der Stern uns allen.

Ernst Zahn.

Emil Wechsler.

Der kleine Tannenbaum.***Ein Weihnachtsmärchen. — Den Kindern vorzulesen.**

Es war im Sommer gewesen, da hatte eine kleine Tanne mitten unter einem Wald von mächtigen Eichen und schlanken Buchen gestanden. Und hatte das Köpfchen geduckt und gedacht: „Was bist du doch klein und hässlich!“

* Aus dem Dezemberhefte der „Deutschen Hausfrau“, Milwaukee.

Was es dachte, sagten die Eichen ganz laut, und wenn sie mit dem Winde Haschen spielten und dem Tännchen ein ganz klein bisschen ängstlich zumute ward, lachten sie höhnisch: „Wie kommt es nur, dass du elender Wicht unter uns geraten bist!“ sagten sie, „aber bilde dir nur nichts ein, du gehörst doch nicht zur Verwandtschaft!“

Die Buchen sprachen nichts. Sie waren zu vornehm dazu. Aber wenn der Tannenbaum zu ihnen aufsaß, dann wandten sie sich säuselnd ab. „Wir grüßen ihn nicht!“ sagten sie zu den Eichen. „Man weiss ja doch nicht einmal, wer seine Eltern waren!“

So kam es, dass der kleine Tannenbaum ganz allein dastand und keinen einzigen Freund hatte. Die Vögel wollten nichts von ihm wissen.

„Deine Blätter stechen!“ meinten sie.

Aber daraus machte er sich nichts. Er wurde stolz, der Kleine. „Ich hab's eben inwendig!“ sagte er, „man sieht nur dabei, was Schönheit ausmacht! Die Welt ist sehr oberflächlich!“

Bald darauf wurde es ihm aber doch zu toll. Es wurde ein grosses Herbstfest im Walde gefeiert, und die Bäume taten ihre schönsten Kleider an: grün mit gelben Punkten, braun und rot. Wenn die Sonne schien, sah's prächtig aus. Nur unsere Tanne hatte ihren grünen Kittel an, denn sie war nicht eingeladen. „Es ist eine hochmütige Gesellschaft!“ sagte sie.

Doch da geschah's: Ein heftiger Windstoss brauste daher und riss den Eichen und Buchen die Kleider vom Leibe. So viel sie auch jammerten und stöhnten, er riss die bunten Fetzen ab und warf sie zur Erde. Ganz kahl und nackt standen sie nun da.

Da lachte der Tannenbaum, wie er noch nie im Leben gelacht hatte. „Ich hab' es immer gesagt!“ rief er mit laut vernehmbarer Stimme, „Schönheit vergeht, aber Tugend besteht!“

„Äh — äh“, machten die Eichen, „seht den naseweisen Wicht —“, aber die Buchen gähnten und taten, als hörten sie nichts.

In der Nacht aber fiel es weiss und weich vom Himmel: es waren tausend und abertausend Schneeflocken. Die hüllten alles ein, wie ein warmes Tuch. Die Eichen und Buchen lagen in ihrem Schneebett und wachten überhaupt nicht mehr auf. Der Tannenbaum aber strahlte: „O wie schön! Ich habe ein weisses Kleid mit Perlenstickerei und grünen Spitzen! Ja, Kleider machen Leute.“ — Schade, dass die anderen ihn nicht sahen, aber die schliefen fest ...

„Nun, es ist schliesslich kein Unglück!“ tröstete er sich, „wenn ich nur einen Spiegel hätte!“

Da kam ein alter Mann des Weges. Er hatte einen langen Bart und einen Sack auf dem Rücken. Aus dem schauten merkwürdige Sachen heraus: ein Pferdeköpfe und zwei Hampelbeine, daneben ein Peitschenstiel. Vor unserem Baum blieb er stehen. „Das trifft sich ja pächtig!“ sagte der Alte, „der fehlt mir gerade noch.“

„Ich bitte Sie, was wollen Sie?“ wollte der Tannenbaum fragen, aber vor Schrecken blieb er ganz still. Der Mann zog eine Axt hervor und hieb ihn um.

„Ich sterbe!“ seufzte er und fiel zur Erde; aber er starb nicht.

Er lag auf einem kleinen Wagen. Vor ihm stand ein liebliches Wesen, das hatte zwei wunderfeine Flügel und blosse Füsschen.

„Ei, Knecht Rupprecht“, rief es, „das ist ja das hübscheste Bäumchen, was ich gesehen habe! Und gut gewachsen!“

Das war der schönste Augenblick in seinem Leben. Eben wollte er versichern, dass er das schon immer gewusst hatte — da machte er eine unge-

schickte Bewegung und — bautz — lag er auf der Erde. Christkindchen hob ihn auf:

„Nein, wie bist du reizend!“ sagte der Tannenbaum. „Ich werde dir einen Kuss geben.“

„Huh!“ rief es, „eben hat er mich gestochen!“ und lachte.

Knecht Rupprecht zog den Wagen — es ging über ein breites, weisses Feld. Ganz hinten sah man die erleuchteten Fenster eines Dorfes.

„Wo bringen wir ihn hin?“ fragte das Christkindchen. „Im Schloss haben sie noch keinen. Und der Graf will immer einen besonders hübschen haben. Er hat drei niedliche Kinder.“

„In ein Schloss passe ich sehr gut“, sagte der Tannenbaum.

„Nein, dazu ist er zu klein!“ sagte Knecht Rupprecht.

„Dann zu dem Herrn Pastor ins Dorf“, schlug Christkindchen vor, „er hat neun kleine Rangen!“

„Dem habe ich gestern ein Bäumchen gebracht“, sagte Knecht Rupprecht.

„Und so viele Kinder machen mich nervös“, sagte der Tannenbaum.

„Ich weiss“, lachte das Christkindchen, „ich bringe ihn zum Dorfschmidt. Gestern noch weinte die arme, gute Frau. Sie schluchzte, sie hätte kein Geld, einen Weihnachtsbaum zu kaufen. Ei, das wird eine feine Überraschung!“

„Das will ich meinen“, sagte der Tannenbaum.

Er wurde in eine dunkle Stube gestellt.

„Es ist nicht nett, mich so lange warten zu lassen“, knurrte er.

Der Sack, den Knecht Rupprecht zu ihm gelegt hatte, öffnete sich vor Langeweile: ein Pferdchen, ein Hampelmann und eine Peitsche kamen zum Vorschein.

„Guten Tag!“ sagte die Tanne, „ich freue mich sehr, Sie ganz zu sehen.“

Da kam Frau Schmidt mit einer Lampe herein.

„Nein, nein!“ rief sie und schlug die Hände zusammen. „Mann, sieh nur, was das Christkindchen für unsere Kleinen gebracht hat!“ Und die hellen Tränen liefen ihr über die Backen.

„Die Hauptsache bin ich!“ sagte der Tannenbaum, als er in der guten Stube auf dem Tische stand. Er hatte recht. Wunderschön sah er aus: Goldene Nüsse und rote Äpfelchen schaukelten an seinen grünen Zweigen, viel bunte Lichter steckten an seinen Ästen, auch Zuckerplätzchen und Silberketten wurden daran gehängt: an seiner Spitze aber schwebte ein wunderliebliches Engelchen. „Das ist das Christkind“, sagte er, „dem ich den Kuss gegeben habe. Ich sehe es an der Ähnlichkeit.“

Da wurden die Lichter angesteckt; ihm ward feierlich zumute. Als die Tür aufging, stand er da in all seiner Pracht, herrlich anzuschauen und ganz mucksmäuschenstill. Die Kinder aber jubelten und sangen: „Stille Nacht“. Und dann stimmten sie an: „O Tannebaum! O Tannebaum!“ Und der kleine Hans, der bis dahin mit offenem Munde gestanden, fing auch an: „O Tannebaum!“

Die Lichter weinten; es ging immer: tropf — tropf — —

Der Vater aber nahm die Bibel; er schlug die Weihnachtsgeschichte auf und las vor, dass das Christkindchen in dieser Nacht geboren sei.

„Ja“, sagte der Tannenbaum, „es hat zwei wunderfeine Flügel. Ich habe es gesehen!“

Aber die anderen hörten es nicht — — —

Bücherschau.

I. Bücherbesprechungen.

Theodor Storm, *Immensee*. Edited by Dr. Wilhelm Bernhardt. Boston, D. C. Heath & Co., 1890, 1902, and 1917. IX + 136 pp. Cloth, 35 cents.

Wilhelmine v. Hillern, *Höher als die Kirche*. Edited by S. Willard Clary. Boston, D. C. Heath & Co., 1891, 1907, and 1917. IV + 129 pp. 35 cents.

Friedrich Gerstäcker, *Germelshausen*. Edited by Orlando F. Lewis. Boston, D. C. Heath & Co., 1902, and 1917. VII + 113 pp. 35 cents.

Wenn es auch reiner Zufall ist, dass dem Unterzeichneten gerade die vorliegenden drei Bändchen zur Besprechung übergeben wurden, so hat es eben dieser Zufall gefügt, dass sich dabei einige Beobachtungen machen lassen, die auf eine gewisse Zusammengehörigkeit der drei Ausgaben hinweisen und daher einen Vergleich nicht uninteressant machen. Fürs erste dürfte darauf hingewiesen werden, dass die drei vorliegenden Texte den weitaus beliebtesten Lesestoff für die dabei in Betracht kommende Unterrichtsstufe bilden; und zwar mit Recht, denn jede dieser drei Erzählungen eignet sich vorzüglich zu diesem Zweck, obschon sie unter sich so verschieden sind wie nur möglich. Sie stehen also, was ihre Brauchbarkeit als solche anbetrifft, auf der gleichen Stufe; aber auch als „Ausgaben“ haben sie manchen Zug gemein. So z. B. den Vorzug, oder auch vielleicht den Nachteil, dass jede einzelne dieser Ausgaben nicht von einem Herausgeber, sondern von mindestens drei Gelehrten und Pädagogen bearbeitet wurde. Der eine liefert die Erklärungen und Anmerkungen, der andere die englischen Übungen, ein dritter endlich die Übungen nach der direkten Methode (das Beste an der ganzen Arbeit, in allen drei Fällen), und in der Ausgabe von *Germelshausen* haben wir sogar noch einen vierten, aus dessen Feder die Einleitung stammt. Gewöhnlich, wie es gang und gäbe ist, genügt ein Herausgeber, der so eine Arbeit zustande bringt; im vorliegenden Fall also möchte man sich fragen,

ob nicht doch vielleicht im Interesse der Einheitlichkeit und des inneren Zusammenhangs, der doch zwischen Anmerkungen, Übungen u. s. w. bestehen sollte, eine Bearbeitung aus einem Guss und aus einer Feder vorteilhafter wäre als so ein editorielles Mosaik. Meinem Gefühl nach sieht es entschieden kläglich aus, wenn sich drei und sogar vier Leute bemühen, eine Ausgabe zustande zu bringen, die doch gewiss leicht von einem Pädagogen (insofern es sich eben um einen wirklichen Pädagogen handelt) bewältigt werden könnte.

Fernerhin haben die drei Ausgaben auch das gemein, dass die „Exercises after the Direct Method“, wie es auf dem Titelblatt heisst, in jedem einzelnen Fall von dem als Pädagogen nicht unbekannten Dr. C. H. Holzwarth stammen, dem offenbar von der Firma D. C. Heath & Co. die Spezialaufgabe zugewiesen ist, gar zu rückständige Ausgaben etwas aufzufrischen. Überhaupt muss man sich wundern, dass diese doch rühmlichst bekannte Firma sich nicht dazu entschliessen kann, mit der Zeit Schritt zu halten und einige Ausgaben auf den Markt zu bringen, die einer *wirklichen* direkten Methode entsprechen. Schliesslich verdanken wir ja doch die Rückständigkeit, die vielerorts noch herrscht, dem hartnäckigen Widerstand der verschiedenen Verleger, die so schwer zu bewegen sind, einen energischen Schritt vorwärts zu tun, aus Furcht, die allzu radikal gehaltenen Ausgaben liessen sich nicht verkaufen, und so entstehen dann solche Stück- und Flickwerke, wie sie uns in den genannten drei Bändchen vorliegen.

Die von Holzwarth ausgearbeiteten „grammatischen Übungen“ sind nicht schlecht, wenn auch etwas schablonenhaft.

Als letzte Bemerkung, die sich auf alle drei Ausgaben zugleich bezieht, muss darauf hingewiesen werden, dass die Anmerkungen (Notes) ganz in der alten hergebrachten Art gehalten und eigentlich nur auf die Übersetzung des

Textes ins Englische zugespitzt sind. Freude am Text zu verleiden. Literatur mit tt anstatt mit t (S. 136, Anm. 10).

Höher als die Kirche (Clary-Holzwarth-Wesselhoeft). Druck gut. Neue Orthographie. Zwei Abbildungen. Einleitung zum grössten Teil nach „Dahn“ aus dem Deutschen übersetzt. Der Text enthält auch den der eigentlichen Geschichte vorausgehenden und auf das letzte Kapitel folgenden Teil, der eigentlich nicht zur Geschichte selbst gehört und aus pädagogischen Gründen lieber ganz weggelassen werden sollte, da er inbezug auf die sprachliche sowie auch auf die inhaltliche Schwierigkeit auf einer ganz anderen Stufe steht als die Erzählung selbst. Die Fragen und Übungen sind in Abschnitte nach Kapiteln eingeteilt, enthalten aber trotzdem viele von den misslichen Hinweisen auf Seiten und Zeilen. Die englischen Übersetzungsübungen sind eine trockene, in steifen Sätzen gehaltene Wiedergabe des Inhalts. Die „Fragen“ sind brauchbar, wenn auch etwas monoton. Die grammatischen Übungen, ebenfalls zahlreiche Verweise auf Seiten und Zeilen, sowie auch viele englische Äquivalente enthaltend, sind im ganzen zweckentsprechend, könnten aber etwas frischer und interessanter sein. Die Anmerkungen sind auch hier zum grössten Teil aufs Übersetzen zugespitzt. Vieles darin gehört überhaupt ganz einfach ins Vokabular. Die inhaltlichen Erklärungen sind sachlich trocken. Das Vokabular enthält keine deutschen Synonyme, wie sie der moderne Unterricht verlangt, dagegen sehr viel überflüssiges: ja, nein, Vater, Mutter u. s. w.

Man möchte sich wirklich manchmal fragen, was eigentlich der Zweck von solchen Schulausgaben ist. Sollen diese dazu beitragen, dem Schüler das Verstehen des Textes zu erleichtern, sollen sie ihn anregen, interessieren und ermuntern, oder sollen sie ihm die Freude an der Arbeit rauben, indem sie das leicht Verständliche erschweren und der Erzählung durch nörgelndes Zerpflücken von Geringfügigem und durch trockene, schale Übersetzungsübungen allen Reiz nehmen?

Ähnlich verhält es sich auch mit den Einleitungen; diese sind in der üblichen trockenen Tonart gehalten und entbehren aller Frische. Auf Einzelheiten einzugehen möchte jedoch zu weit führen, und so mögen zum Schluss wenigstens einige kurze, sich auf jeden Text im einzelnen beziehende Bemerkungen folgen.

Immensee (Bernhardt-Jackson-Holzwarth). Auf dem Titelblatt steht von Theodore Storm. Druck gut. Neue Orthographie. Hübsche Illustrationen. Das Vokabular steht zwischen den Anmerkungen und Übungen; enthält viel überflüssiges wie: der, die, das, du, es, ja, nein, Mutter, Papier, gehen, sprechen u. s. w. Keine deutschen Synonyme. Fragen in Abschnitten für jedes Kapitel; manchmal mit Übersetzungen einzelner Wörter. Zuweilen ergibt sich die Antwort direkt aus der darauf folgenden Frage (unpädagogisch und nutzlos), z. B. War der Knabe damit einverstanden? (Did the boy agree to that?) Warum nicht? Grammatische Übungen, Wortbildung und Themen. Häufige Verweise auf Seiten und Zeilen; ein nicht gerade empfehlenswertes Verfahren. Im ganzen gut und zweckentsprechend, aber etwas trocken und unzulänglich, besonders die Wortbildungsübungen.—English Exercises; ganz dazu geeignet, dem Schüler die

Germelshausen (Osthaus - Lewis - Shute-Holzwarth). Druck gut. Keine Illustrationen. Neue Orthographie. Einleitung englisch, aber nicht uninteressant. Die Anmerkungen enthalten viel Unnötiges und Unzweckmässiges, zahlreiche und oft ganz überflüssige Übersetzungen einzelner Stellen. Das Vokabular enthält keine deutschen Synonyme; steht zwischen den Anmerkungen und den Übungen, bringt viel überflüssiges. „Exercises in Composition“ mit den unvermeidlichen Verweisen auf Seiten und Zeilen. Langweilige, gelsttötende Sätze. Fragen gut und zweckentsprechend. Grammatische Übungen desgleichen.

A. Kenngott.

II. Eingesandte Bücher.

Ein Anfangsbuch by *Laura B. Cran-* *Das erste Jahr Deutsch* nach der
don, M. A., Instructor in German, Hor- direkten Methode. By *L. M. Schmidt*
ace Mann School, Teachers College, and *E. Glokke*, the School of Educa-
Columbia University. Illustrated by tion, University of Chicago. D. C.
Alda Clément. 1917, Yonkers-on-Hud- Heath & Co., New York. \$1.20.
son, New York, World Book Company.

Der Jahrgang der Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik be-
ginnt im Januar und besteht aus 10 Heften, welche regelmässig in
der Mitte eines Monats (mit Ausnahme der Ferienmonate Juli und
August) zur Ausgabe gelangen.

Der jährliche Bezugspreis beträgt \$1.50, im voraus zahlbar. An Mitglieder
des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes erfolgt die Zu-
sendung der Hefte kostenfrei.

Abonnementsanmeldungen wolle man gefälligst an den Verlag: Nat.
German-American Teachers' Seminary, 558-568 Broadway, Milwaukee,
Wis., richten. Geldanweisungen sind ebenfalls auf den genannten
Verlag auszustellen.

Beiträge, das Universitäts- und Hochschulwesen betreffend, sind an
Prof. Edwin C. Roedder, Ph. D., 1614 Hoyt Street, Madison,
Wis.; sämtliche Korrespondenzen und Mitteilungen, sowie Beiträge,
die allgemeine Pädagogik und das Volksschulwesen betreffend, und
zu besprechende Bücher sind an Max Griebisch, (Nat. G. A.
Teachers' Seminary, Milwaukee, Wis.) zu richten.

Die Beiträge für eine bestimmte Monatsnummer müssen spätestens am
Schluss des vorhergehenden Monats in den Händen der Redaktion sein.

Bd.
Cor.
Hend
✓
c
R
o
so
ci
d
t
P
sh
co

Bl.
200
tenk
✓
c
R
o
o
o
at
d
t
P
sh
es